# II.

In der ersten Morgenstunde spricht der Verfasser vom Ursprung des Hauses Hohenzollern. Dasselbe hat wie andere Fürstenhäuser seine Macht aus den Zeiten der Unordnung, wo man durch Auflehnung oder scheinbare Unterwürfigkeit gegen das Oberhaupt sich in den Stand setzen konnte, neue Staaten zu bilden. Denn es ist eine kindische Politik, Etwas nicht zu nehmen, was man nehmen kann. Nachdem von Thassilo an das hohenzoller'sche Haus durch Rechte des Uebereinkommens, des Schutzes und der Anwartschaft gewachsen war, zog es erst der große Kurfürst aus dem Stande der Ebenbürtigkeit mit fünfzig andern Fürsten des deutschen Reichs, und erst durch Annahme der Königswürde hat es Friedrich in den ersten Rang erhoben. Dieses Wachsthum darf man nicht den Tugenden der Vorfahren, sondern nur dem Zufall und günstigen Umständen zuschreiben. Der Verfasser spottet über den hohlen Kopf und die verwachsene Gestalt des ersten Königs von Preußen. In einem kleinen Abschnitt spricht er sodann von der Lage des Königreichs, die insofern eine ungünstige sei, als bei der eigenthümlichen Vertheilung der Länder dieselben sich nicht gegenseitig helfen könnten; sodann vom Boden des Landes, der zu einem Drittel brach liege, zu einem Drittel in Flüßen,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Morästen und Holzungen bestehe, dessen letztes Drittel weder Wein, noch Oel, kaum Feldfrüchte und Gemüse, und nur in einzelnen Theilen guten Weizen und Roggen hervorbringe. Uebergehend auf die Sitten der Bewohner giebt er, obgleich es bei der Mischung der Staaten schwer sei, ein Gesammturtheil zu bilden, folgende Schilderung. Die Einwohner sind muthig, abgehärtet, nicht verwöhnt, aber trunksüchtig, Tyrannen auf eigenem Boden, Sklaven im königlichen Dienst, täppische Liebhaber, mürrische Gatten, kaltblütig (vielleicht eher dumm zu nennen), im Rechtswesen gelehrt, wenig bekannt mit Philosophie, weniger mit der Dichtkunst, noch weniger mit der Redekunst; im Aeußern einfach, und sich für geputzt haltend mit ihren gelockten Haaren, großen Hüten, ellenlangen Hemdkrausen, Stiefeln bis zur Mitte des Leibes, kleinen Rohrstöcken, sehr kurzen Röcken und sehr langen Westen. Die Weiber sind stets schwanger oder säugend, sehr sanft, haushälterisch, im Ganzen treu; die Mädchen benützen ihre Vorrechte um so bequemer, da der Staat, um nicht zu Schaden zu kommen, für die Früchte ihrer Liebe durch Unterbringung und rasche Beförderung im Heer ausgiebig sorgen muß. —

Die zweite Morgenstunde handelt von der Religion. Diese ist im Staate nothwendig. Aber einen Mißbrauch derselben darf der Fürst seinen Unterthanen so wenig gestatten, als selbst Religion haben, da diese Tyrannei des Geistes und Herzens sich weder mit den menschlichen Leidenschaften noch mit den politischen Gesichtspunkten verträgt. Denn man könnte sonst nicht über seinen Nachbar herfallen, Bündnisse brechen und Kriege führen. Fern davon, Unfrömmigkeit zur Schau zu tragen, soll er wie die Päbste seinem Range gemäß denken, religiöse Streitigkeiten und Schwärmerei durch Philosophie und Gleichgiltigkeit unterdrücken. Verständig haben die hohenzoller'schen Fürsten die Reforma-

tion benützt, um sich ein apostolisches Ansehen zu geben und ihren Beutel zu füllen. Dieselben sind den Kaisern zu lieb Christen, dem Kirchengut zu lieb Lutheraner, den Holländern zu lieb Reformirte geworden. Jetzt ist Gleichgiltigkeit politischer, weil viele Sekten im Reich, in einzelnen Theilen die Reformirten, in anderen die Lutheraner, in andern die Katholiken so überwiegend sind, daß sie Andersgläubige ausschließen. (Das Folgende bis zum Schluß der Morgenstunde fehlt im Drucke von 1766.) Die Juden sind arme Teufel, auf den Betrug angewiesen. Friedrich Wilhelm wollte die drei Bekenntnisse vereinigen und ließ zu diesem Zweck durch einen Beamten eine Abhandlung schreiben, worin über Pabst und Heilige übel geredet wurde und in Alles, ohne sich an Worte zu halten, gesunder Menschenverstand gebracht werden sollte. Die Lutheraner sollten nach Preisgebung ihrer Spitzfindigkeiten den Stützpunkt bilden, die Katholiken Rom ein wenig untreu und die Kalvinisten dadurch herbeigezogen werden, daß man beim Abendmahl nur Gott zum Vertrauten nehme. Bilderverehrung war nach dieser Schrift Köder für das Volk, ein Heiliger nothwendig, der Mönchsstand als zu kostspielig auszutreiben, die Priester mit ihren Haushälterinnen zu verheirathen. (Dieß habe, wird bemerkt, großen Lärmen gemacht.) Zu diesen Zwecken thut Friedrich das Mögliche, um in allen Schriften Verachtung gegen die Reformation zu verbreiten, den Ehrgeiz der Geistlichkeit zu enthüllen und die Unterthanen von allen Vorurtheilen zu befreien. Da ein Gottesdienst nothwendig ist, so muß man einen neuen schaffen, im Anfang ihn zu verfolgen scheinen, und sich dann seiner eifrig annehmen. Voltaire hat schon die Vorrede gemacht, worin er die sich widersprechenden Ansichten in Religionssachen widerlegt, jedes Bekenntniß mit dem Schein der Wahrheit freimüthig schildert, und dem Ganzen durch Erzählungen über die Geistlichen einen heitern Reiz

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

verleiht. Diese Schrift ist so fließend, daß man gar nicht nachdenken kann, und auch beim Zweifelhaften mit größter Zuversichtlichkeit geschrieben. d'Alembert und Maupertuis haben ganz genau die Umrisse dazu gezogen und Rousseau arbeitet schon vier Jahre daran, allen Einwänden vorzubeugen. Es wird ein Fest sein, die ganze Geistlichkeit tödtlich zu treffen, fünfzig Folgerungen sind schon für jeden Gegenstand des Streites da, dreißig Bedenken wenigstens gegen jeden Artikel der Bibel; Alles, was man bis jetzt vorgetragen hat, wird als Fabel dargelegt. Juden ist von d'Argens und von Formey ein Konzil vorbereitet, dem Friedrich vorsitzen und zu dem von jedem Bekenntniß nur ein Geistlicher, aus jedem Lande vier Abgesandte, zwei Adelige und zwei aus dem dritten Stand beigezogen, von dem alle übrigen Geistlichen und sonst Betheiligten ausgeschlossen werden, damit der heilige Geist eher den Vorsitz zu führen scheine und alle Beschlüsse nur nach dem gesunden Menschenverstande gefaßt werden. — Die dritte Morgenstunde behandelt das Rechtswesen. Man ist den Unterthanen Gerechtigkeit schuldig. Ich, sagt der Verfasser, bin zu ehrgeizig, um mich durch irgend Etwas belästigen zu lassen. Mein neues Gesetzbuch habe ich nicht gegeben, um meine Unterthanen von den Uebeln der Rechtsverdrehung zu befreien, sondern nur aus Ehrgeiz. Die Rechtsverdrehung brachte Unglück über Millionen; noch mehr aber wurde ich erschreckt durch den Geist der Freiheit und den Schein der Billigkeit, den ich bei den Männern des Gesetzes wahrnahm und durch die Erinnerung an die Parlamente von England und Paris, welche oft dem Ansehen des Thrones zu nahe traten. Diese Männer des Gesetzes reden stets achtungsvoll vom König, können aber allein ihm Gesetze vorschreiben und seiner Macht Schranken setzen. So entschloß ich mich, diese Macht zu untergraben, indem ich die Gesetze möglichst vereinfachte. Jetzt bedaure ich mit Erröthen, daß



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ich durch Verminderung der Rechtskosten und des Stempelpapiers meine Einkünfte sehr geschmälert habe. Das Wort Gerechtigkeit kann verschieden ausgelegt werden; jeder muß auf seine Weise gerecht sein. Mir ist die Gerechtigkeit das Abbild Gottes, also zu hoch, um sie ganz besitzen zu können. Eine Körperschaft als Vertreterin des Volkes und Hüterin der Gesetze kann einem Königreiche Vortheile und dem König Sicherheit verschaffen; aber man muß ein ehrlicher Mann sein, um seine Handlungen täglich prüfen zu lassen. Wenn ich mich so hätte belästigen lassen, so würde man mich vielleicht einen gerechten König, nicht aber einen Helden nennen. — In der vierten Morgenstunde ist die Rede von der Politik. Dieß ist ein zum Schutze der Fürsten erfundenes Wort; unter diesem Schutze muß ein Fürst das Ziel aller Staaten anstreben, nehmlich andere zu täuschen. So schließt man Bündnisse, um allein zu gewinnen, bricht sie, wenn der Vortheil es will. Um hier klar genug sprechen zu können, macht der Verfasser zwei Abtheilungen, von denen die erste „über besondere Politik" den Rest der Morgenstunde, die zweite „über Staatspolitik" die fünfte Morgenstunde ausmacht. Die Lehren jener fassen sich im ersten Satz zusammen, daß ein Fürst sich nur von der guten Seite zeigen soll. So hat Friedrich trotz seiner ursprünglichen Abneigung gegen das Heer und trotz seines Hanges zur Bequemlichkeit, guter Küche und Liebe sich nach seiner Thronbesteigung als Soldaten, Philosophen, Dichter und Weiberverächter gezeigt, auf Stroh geschlafen und Kommißbrod gegessen. Er reist Tag und Nacht ohne Leibwache, in schmucklosem, doch bequemem Wagen. Er heuchelt Einfachheit und Mäßigkeit im Essen, weiß sich aber bei seiner Sachkenntniß die besten Genüsse zu verschaffen. Er stellt sich stets sehr erschöpft, trägt einen schlechten Rock, freilich unter demselben einen bessern Anzug, empfängt Jedermann außer den Geistlichen, und indem er

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sich nach allen Kleinigkeiten erkundigt, heuchelt er Sorge für seine Unterthanen. In dem Abschnitt „über die Musterungen der Truppen" sagt er, vor jeder Musterung lese er die Namen der Offiziere und Unteroffiziere und unterrichte sich über die Mißbräuche der Hauptleute, um sich bei der Musterung selbst einen besondern Anschein von Gedächtniß und Nachdenken zu geben. Auch erlaube er den Soldaten, über ihre Oberen bei ihm zu klagen. Als Strafe für schlechte Uebungen läßt er die Regimenter vierzehn Tage länger exerciren und lädt die Offiziere nicht zu Tische. Während die Leute als Beweggrund für meine Reisen die Sorge für die Unterthanen annehmen, fürchte ich, vielmehr, meine Statthalter möchten sich sonst empören; andererseits suche ich mich dadurch beim Volke beliebt zu machen. In dem Abschnitte „über die schönen Wissenschaften" preist sich der Verfasser glücklich, daß er es dahin gebracht habe, für einen Schriftsteller gehalten zu werden. Die Schriftsteller sind aber durch ihre Eitelkeit unerträglich. Er dichtet nur, wenn es nichts Besseres zu thun gibt, und hält sich zur Bequemlichkeit einige Schöngeister, um seine Gedanken abzufassen. Er zeichnet d'Alembert mit seiner Gunst aus, weil dieser ihn dann den Parisern als Helden und großen König verkündigt. ¡Er hört sich überhaupt um so lieber auf seine Weise loben, weil ihm seine Handlungen, wie er wohl weiß, kein Oberrecht darauf geben. Voltaire hat er fortgejagt, weil er nicht schmeichelte, nicht, wie er sich stellte, aus Rücksicht auf Maupertuis. Ueberdieß fürchtete er, einmal Voltaire nicht mehr hinreichend bezahlen zu können und dadurch dessen Rachsucht zu erregen. Im größten Unglück zahlt er seine Schöngeister aus, weil diese sonst den Krieg als Thorheit darstellen. In dem folgenden kurzen Abschnitt gibt der Verfasser das Geheimniß an, alle Welt leicht zu befriedigen. Die Unterthanen sollten unmittelbar mündlich oder schriftlich an den Fürsten sich wenden dürfen. Es wird dann ein drei

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zeilen großes Formular für die Antwort gegeben. Mündliche Klagen soll man wenigstens mit geheuchelter Aufmerksamkeit anhören, fest und kurz beantworten; so könne man sich bald von der Langweile der Klagen befreien und das für einen König rühmliche Ansehen der Einfachheit und Sachkenntniß erwerben. Nunmehr kommt der Verfasser noch einmal auf die Kleidung zu sprechen. Im Gegensatz zu seinem verschwenderischen Großvater trägt er nur seine Uniform, nicht um den Soldaten, wie diese glauben, Achtung zu zeigen, sondern um Sparsamkeit zu predigen. Auch auf das Kapitel von seinen Vergnügungen kommt der Verfasser noch einmal. Der Liebe kann man allerdings nicht trotzen, allein meinem Beispiel folgen hieße Statthalter und Offiziere liederlich machen und das Heer zu Grunde richten. Auf die Jagd verzichtet er, wie auf die gute Kleidung, aus Sparsamkeit. Seinen sanften Neigungen für gutes Essen, Wein, Kaffee und Schnaps geht er im Rücken seiner Unterthanen nach, welche ihn für sehr nüchtern halten. Auf das Spiel verzichtet er theils auch aus Sparsamkeit, theils weil man dabei sein Inneres enthüllt, was er durchaus vermeiden muß. Schauspiel und Oper liebt er sehr, muß aber, weil sie sehr theuer sind, die Ausgaben dafür seinen Unterthanen als eine Nothwendigkeit darstellen. In der kurzen Schlußbetrachtung knüpft sich an die Voraussetzung, daß die Menschen in Allem nur den Leidenschaften, dem Ehrgeiz und der Selbstsucht folgen, die Ermahnung, „wenn du für einen Helden gelten willst, greife kühn zum Verbrechen; wenn du für weise gelten willst, verstelle dich mit Kunst.“ — In der fünften Morgenstunde wird „die Staatskunst“ auf drei Grundsätze zurückgeführt. Der erste ist, sich selbst zu erhalten und den Umständen gemäß zu vergrößern. Mein Vater hat nur einen großen Schatz und vortreffliche Soldaten hinterlassen, die ich verdoppelte und Jahre hindurch einübte, so daß Alles meinen Soldaten nachahmte, und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sie sich selbst für besser hielten, als die andern. Nach Prüfung meiner Ansprüche auf verschiedene Länder blieb ich bei Schlesien, ließ meine Rechtsgelehrten gegen die der Kaiserin kämpfen und setzte meine Absicht im Kriege durch, da ich ohnedieß durch die Umstände begünstigt war. Mit Geld also, dem Anschein der Ueberlegenheit der Truppen und günstige Umstände abwartend wirst du dein Reich erhalten und vergrößern. Es ist eine schlechte, durch mein und Ludwig XIV. Beispiel widerlegte, Politik, nicht immer auf Vergrößerung zu sinnen; ein König muß durch das Wunderbare Eindruck und sich einen Namen machen. Das europäische Gleichgewicht ist nur ein Wort und nur durch die Verachtung des Systems wird man groß, wie die Seeherrschaft der Engländer beweist. Im zweiten Grundsatz ist das Kapitel von den Bündnissen wieder aufgenommen. Erst wenn Preußen sein Ziel erreicht hat, kann es sich das nur den größten Staaten und kleinen Herrschern zukommende Ansehen von Aufrichtigkeit und Beständigkeit geben. Da es trotzdem, daß Politik fast so viel als Schurkerei ist, noch redliche Menschen gibt mit gewissen Systemen von Aufrichtigkeit, so kann man durch seine Gesandten Alles wagen, besonders wenn diese keine Rücksicht kennen, um Etwas auszukundschaften, und die Gabe haben, sich zweideutig auszudrücken. Von großem Vortheile sind politische Aerzte und Schlossermeister. Nach dem dritten Grundsatz ist der Gipfel der großen Staatskunst, den Nachbarn Furcht und Achtung einzuflößen. Kann man dieß nicht durch wirkliche Macht, so muß man das, was man hat, richtig anwenden. Im Gegensatz zu den Mächten, welche sich glanzvoll vertreten lassen und dadurch nur lächerlich machen, sollen die Gesandten nur durch die edle Art ihres Auftretens Achtung einflößen. Daher sind keine Botschafter, sondern Gesandte anzustellen, da Jene außer dem Verständniß der Staatskunst auch noch eine bedeutende Stellung und großen Reichthum haben müssen,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

während bei diesen das Erstere ausreicht und große Kosten gespart werden. Bei gewissen Gelegenheiten muß man sich allerdings mit Pracht vertreten lassen. In alle Handlungen muß man möglichst viel Glanz legen, nie schwächlich bitten, sondern stets zu fordern scheinen, sich bei günstiger Gelegenheit stets für nicht gehaltene Versprechungen rächen. Freilich werden darunter die Unterthanen leiden; aber diese müssen dich überhaupt für ein in keiner Sache unschlüssiges, ganz gefährliches, nur auf Ruhm bedachtes Wesen halten. So werden die meisten Menschen betäubt und Ruhm erworben. Fremde sind am Hofe freundlich zu behandeln, um ihnen die Fehler der Regierung zu verbergen, Soldaten durch die vom König zu leitenden Uebungen des Garderegiments, Schöngeister durch Berücksichtigung ihrer Werke, Kaufleute durch Schmeicheleien zu gewinnen. — —

Unsere Inhaltsangabe würde unvollständig sein, gäben wir nicht auch in einem kleinen Nachtrage diejenigen bedeutenderen Stücke, welche die eine und die andere Ausgabe außer dem eben dargelegten Text enthält. — Am Schluß der ersten Morgenstunde hat die Reutlinger Uebersetzung die in den andern Ausgaben fehlenden Sätze: „Allen bürgerlichen Kindern habe ich die Unehlichkeit abgenommen, die sie von allen Professionen und Zünften, nach einer abgeschmackten Gewohnheit ausgeschlossen hielten. Ich erwerbe mir dadurch geschickte Künstler, treue Unterthanen und helfe der Bevölkerung auf, die meine Staaten furchtbar machen müssen. Die Mädchens habe ich aller Schande entrissen, von den Kirchenbussen befreiet, die nur Veranlassung zum Kindermorde ist, und dadurch Aufmunterung gegeben, dem Staate nüzlich zu werden.“ In der zweiten Morgenstunde bringt dieselbe nach der Ausführung des Verhältnisses der früheren preußischen Herrscher zur Religion den Zusatz: „Es seye denn, daß die katholischen Fürsten auch einsehen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lernten, wie nachtheilig der Mönchs- und Nonnenstand dem Staate seye und eine allgemeine Reformation ihrer Geistlichkeit vornehmen wollten — allein so lange dieses nicht geschieht." — Kurz darauf, nach der Bemerkung über das Uebergewicht der Katholiken in einzelnen Landestheilen bringen die Notter'sche Handschrift und die Londoner Ausgabe die folgenden Sätze: „Und ich wage dir es zu betheuern, daß von allen unwissenden und blinden Fanatikern die römischen die hitzigsten und grimmigsten sind. Die Priester dieser ausschweifenden Religion sind wilde Thiere, die nichts als blinde Unterwerfung unter ihre Decrete predigen und die gleich Despoten herrschen. Sie sind Mörder, Diebe, Nothzüchtiger, von einem unaussprechlichen Ehrgeize beseelt. Sieh hin auf Rom! Mit welch unverschämter Gier maßt es sich an, den Monarchen befehlen zu wollen!" Unmittelbar darauf bringen eben dieselben den folgenden Zusatz über die Juden: „Fast überall ausgeschlossen, gehaßt, verfolgt, geben sie genau denjenigen heim, welche sie ertragen, und rächen sich, indem sie die Thoren hintergehen, welchen sie auf ihrem Wege begegnen." Nach dem Satz über die Nothwendigkeit der Mönchsaustreibung folgt in der Reutlinger Ausgabe noch: „Diese Blutsauger des Volkes sind die schändlichsten Geschöpfe eines Landes. Betrachten sie nur, mein lieber Vetter, das Land eines geistlichen Fürsten! Wie arm! wie elend! ist da der Unterthan und wie reich jedes Kloster! Welche nachtheilige Vergleichung für die Mönche!" Die Londoner Ausgabe und die Notter'sche Handschrift haben einen längeren Abschnitt angehängt an die Besprechung jenes Planes von Friedrich Wilhelm. Es heißt dort: „Man muß dem ganzen menschlichen Geschlechte nützlich sein, indem man alle Menschen zu Brüdern macht und ihnen ein sanftes und leichtes Gesetz gibt, zusammenzuleben wie Freunde und Verwandte, indem man ihnen die unumgängliche Nothwendigkeit einprägt, in Frieden zu leben und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zu sterben und ihr einziges Glück in gesellschaftlichen Tugenden zu finden. Sind diese Grundsätze einmal im Herzen der Kinder entwickelt, so wird das Weltall nur mehr eine Familie ausmachen und das so gerühmte goldene Zeitalter wird nicht eine Glückseligkeit erreichen, wie ich sie innig wünsche, und die man ohne nachtheilige Aenderung genießen wird." In der Londoner Ausgabe ist, wie es scheint, mit Absicht kurz vor dem Schluß der zweiten Morgenstunde der folgende Satz weggelassen, der im Notter'schen Texte mit Beibehaltung der eigenthümlichen Schreibart so lautet: „car enfin ajoutent ils" „il n'y a que la longuer de la queüe de Serpent qui ait pû Sèduir Eve" et dans ce cas, cela prouve un dés ordre afreux dans l'imagination. In der dritten Morgenstunde bringt die Nottersche Handschrift mit der Londoner Ausgabe nach dem ersten Satz, daß man den Unterthanen Gerechtigkeit schuldig sei, folgende Ausführung: „Darunter verstehe ich, mein lieber Neffe, daß man den Menschen und namentlich den Unterthanen Gerechtigkeit zukommen lassen muß, sofern sie nicht unsere Rechte umstürzt und unser Ansehen verletzt. Denn es darf keine Gleichheit bestehen zwischen dem Recht des Herrschers und dem Recht des Unterthanen oder des Sclaven. Aber man muß gerecht und fest sein, wenn es sich darum handelt, zu richten oder das Recht festzustellen zwischen einem Unterthan und einem andern Unterthan. Das ist eine Handlungsweise, welche uns allein Anbetung verschaffen kann." Die Notter'sche Handschrift hat bei dem Abschnitt über die Möglichkeit der Auflehnung der Rechtsgelehrten gegen die königliche Gewalt noch folgende Ausführung, die wir abermals in der Ursprache geben wollen: Gens de loi parviennent à la longue à lutter avec le Monarque et Souvent ils les renversent. Sous un Prince foible, environné de Ministres ignorans ou avides d'argent, les Légistes s'élevent, se fortifient pour l'amour du peuple, dont

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ils feignent d'embrasser la cause, et peu à peu ils viennent à bout de renverser l'idole qu'ils encensoient publiquement: Qu'on se Souvienne des menées adroits des Parlemens de France! Sous prétéxte de dédruire les impôts, ils èxagèrent au Monarque les meaux, ils peignent l'Etat courrant à Sa ruine. Ils échauffent l'audace des ennemis, détruissent le Patriotisme des Sujets, et finissent par s'emparer de l'administration, au lieu de rendre la justice aux malheureux qui les obsèdent par misère; ils les trâinent à leur char, les depouillent et les renvoïent piéds nuds mourir de faim Sur leur fumier. Tous les Philosophes de Paris s'élevent avec force contre ces depravations ouvertes qui s'éxercent impunement contre le foible. Les gens de justice ont toujours été depravés et avides d'argent dans ce Royaume, Lisez le Chancelier de l'Hopital et vous en conviendrez. (Es ist sehr bemerkenswerth, daß bei der sonstigen Uebereinstimmung zwischen dem Text der Notterschen Handschrift und der Londoner Ausgabe eben dieser Zusatz, obwohl er einen wichtigen Fingerzeig für die Chronologie enthält, nicht in den Druck aufgenommen ist. Das Andenken des großen Staatskanzlers Michel de l'Hospital war bekanntlich in Frankreich zwei Jahrhunderte hindurch fast ganz verschollen. Nun wurde dasselbe aufs Neue geehrt durch einen Preis, welchen 1777 die französische Akademie auf die beste Lobrede zu seinem Gedächtniß aussetzte, und durch ein Standbild, das auf den Antrag des Generaldirektors der Künste, Graf d'Angiviller, am Tage der Vorlesung der Lobrede in der Gallerie des Louvre aufgestellt wurde. Dieser Zusatz wird also schwerlich vor dem Anfang der 80er Jahre zu dem ursprünglichen Text gefügt worden sein.) An der Stelle der nun unmittelbar in der Londoner Ausgabe und in der Notterschen Handschrift folgenden Ausführung stehen im Druck von 1766 und in der Reutlinger und Buffon'schen Ausgabe die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

folgenden Sätze: „Indem ich die Fortschritte prüfte, welche die Rechtspflege in meinen Staaten machte, erschrack ich, zu sehen, daß in einem Jahrhundert der zehnte Theil von meinen Unterthanen unter ihren Fahnen eingereiht sein würde, und indem ich berechnete, daß man diese Legionen unterhalten müßte, so zitterte ich, als ich sah, daß der zehnte Theil der Einkünfte meines Königreichs in ihre Hände käme."

Am Schluß der Morgenstunde findet sich in der Londoner Ausgabe, wie in der Rotter'schen Handschrift folgender Zusatz: „Der Monarch ist öfter den Wechseln des Schicksals ausgesetzt, als der Despot; aber der Despot muß auch thätig, aufgeklärt und beständig sein. Es bedarf mehr Tugenden, um zu glänzen im despotischen Staat, als im monarischen Staat. Der Höfling schmeichelt dem Monarchen, liebkost seine Laster und täuscht ihn; der Sklave wirft sich vor dem Despoten nieder, faßt Muth und klärt ihn auf; es ist also nützlicher für einen großen Mann, als Despot zu herrschen, aber nachtheiliger für ein Volk, unter dieser Regierung zu leben." In der zweiten Unterabtheilung des Abschnitts „über die besondere Politik", bringt die Reutlinger Ausgabe nach den Worten: „Meine Reisen geschehen ohne Wache" den Zusatz: „Und ohne den Troß von Reiterei und übrigem Gefolge, daß die Unterthanen ruiniren würde. Freilich halten sich die Franzosen darüber auf, die gewohnt sind, ihren König nur in der Ferne und zwischen einem Gefolge zu sehen, das in acht Tagen mehr kostet zu unterhalten als meine halbe Armee." In derselben Ausgabe steht in dem Abschnitt „über die Musterung der Truppen" noch Folgendes: „Ueberhaupt unterhalte ich mich gerne mit den gemeinen Soldaten — nicht sowol um ihre Liebe zu gewinnen, als vielmehr Neuigkeiten zu erfahren, die man mir zu verbergen sucht." Ferner bringt dieselbe in dem Stück „von den schönen Wissenschaften" nach dem Satz: „Gott sei Dank! ich gelte für einen Schriftsteller"

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die weitere Ausführung: „der mit Ruhm und Ehre beladen und in mehr als einem Fach als Meister anerkannt worden ist; Ich hab' es erlebt, daß meine Schriften in alle möglichen Sprachen übersetzt und von ganzen Nationen mit dem größten Beifall aufgenommen worden sind. Voltaire bahnte mir durch die Herausgabe meines Antimachiavels diese Ehrenbahn und es erweckt mir manche zufriedene Stunde, unter allen jetzt lebenden gekrönten Potentaten der Einzige zu sein, der sich als Schriftsteller darf sehen lassen." Kurz darauf bringt die Rotter'sche Handschrift nebst der Londoner Ausgabe folgende Sätze über die Schriftsteller: „sie sind voll Verachtung gegen die Großen, aber begierig nach Größe, Tyrannen in ihrer Opposition, unversöhnliche Feinde, unbeständige Freunde, unangenehm in ihrem Umgang, oft Schmeichler und Satiriker an einem Tag;" „dennoch sind diese Menschen für einen Fürsten nothwendig, welcher despotisch regieren will und den Ruhm liebt. Sie ertheilen die Ehren; ohne sie erwirbt man keinen festen Ruhm; man muß sie also aus Bedürfniß liebkosen und aus Politik belohnen." Eben daselbst findet sich zu dem Abschnitt „über die Kleidung" der Zusatz: „Man muß die Stickereien und Verbrämungen, die Bälle und die Verschwendung den müssigen und weichlichen Fürsten überlassen, welche in den Vergnügungen leben. Es ist eine Nothwendigkeit für leichtfertige Menschen, darauf zu studieren, sich alle Tage nach einem neuen und gesuchten Geschmack zu putzen, um den Frauen zu gefallen, mit denen sie sich allein beschäftigen." Statt dieses Zusatzes hat die Reutlinger Ausgabe einen andern: „Meine Unterthanen, besonders die am Hofe, richten sich immer nach mir. Höchst selten erscheine ich öffentlich in Schuen und Strümpfen, beständig in Stiefeln — daher meine Bürger sich auch gepuzt glauben, wenn sie gestiefelt sind." In dem Abschnitt „In den Ergözungen" bringt dieselbe noch folgende Sätze: „Eben so wenig kann ich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mit Ihren Ausschweifungen zufrieden sein, die Sie in den Augen Ihrer Unterthanen nur verächtlich machen. Sie haben eine Gemahlin, Sie haben liebe Kinder, beide werden beleidigt, wenn sie sich eine öffentliche Hure halten, und Sie geben ein böses Beispiel für Ihren Hof und für Ihr Land. Wie der Herr, so der Diener. Sie kennen meine Leidenschaft für die Flöte — Und die Hälfte meiner Unterthanen hat mir nachgeahmt; nicht bloß der Städter, sondern der Bauer und der Soldat bläßt die Flöte. Aber wenn der Fürst sich Ausschweifungen erlaubt, so entsteht das zügelloseste Leben. Die Sitten werden durchaus verderbt und auf allen Seiten bringt es Ihnen Nachtheil m. l. V. Ich habe es Ihnen schon oft gesagt, schon oft verwiesen — Folgen Sie mir doch einmal und Sie werden sich gut dabei befinden." Der Reutlinger und Londoner Ausgabe und Rotter'schen Handschrift gemein ist der Schluß dieser Morgenstunde: „Wollen Sie für weise gehalten werden, so verstellen Sie sich mit Geschicklichkeit;" nur fügt die Reutlinger Ausgabe noch bei: „Die Verstellungskunst ist Ihnen überhaupt nothwendig und ohne welche Sie nie gut regieren noch die Menschen, die Ihre Person umgeben, werden kennen lernen." — In der fünften Morgenstunde hat die Reutlinger Ausgabe zu den Worten über die Einübung der Soldaten noch den Satz beigefügt: „Dann nur durch diese Musterungen und die Genauigkeit, mit welchen ich sie halte, habe ich das Militär in meinen Staaten zu demjenigen Ansehen erhoben, welches es genießt und in welchem es verehrt wird;" dann noch Folgendes: „Bald ist kein Fürst mehr übrig, der nicht das Militär auf preußischem Fuße eingerichtet habe. Wenigstens ist, die Kleidung ausgenommen, das preußische Exercitium fast in ganz Deutschland bei den Truppen eingeführt." Im Abschnitt, wo es sich davon handelt, daß man mit Standhaftigkeit Alles durchsetzen könne, hat die Reutlinger Uebersetzung noch die Ausführung „In

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den Jahren 1758 bis zum Frieden 1763 war ich oftmals in einer verzweiflungsvollen Lage; aber meine Standhaftigkeit, mein kaltes Blut zum überlegen hielt mich aufrecht. Ich erzwang mir einen rühmlichen Frieden." Zu der kurzen Auslassung über die Seemacht der Engländer trägt diese Ausgabe noch Folgendes nach: „Es ist nicht zu leugnen, daß das Ende ihrer Oberherrschaft auf dem Meere, nach der Lage ihrer jetzigen Angelegenheiten mit den widerspenstigen Colonien, ein Ende nehmen werde. Ich selbsten trage alles bei, die Schifffart unter meinen Unterthanen zu befördern und die preußische Flagge in allen Ländern wehen zu lassen." Es wird sodann ausführlich die Geschichte der Erwerbung von Polnisch-Preußen erzählt, namentlich die Nothwendigkeit der Eroberung Danzigs für die künftige preußische Seemacht aus einander gesetzt. — An der Stelle, wo von der Auswahl der Gesandten gesprochen wird, steht der Zusatz: „In diesem Fache habe ich wahre Meister gezogen, wovon ich Ihnen nur den verstorbenen Plotho anführen will. Er allein vernichtete tausenderlei Anschläge wider mich, und wo seine Geschicklichkeit Nichts helfen wollte, brauchte er Gewalt, um mein Ansehen zu behaupten. Da mich ein Theil des Reichstags in die Acht erklären wollte, warf er den kaiserlichen Notar, der ihm die Acht insinuiren sollte, zum Fenster hinaus." Dann folgt noch in derselben Ausgabe an der Stelle, wo die Rede davon ist, daß es allerdings Gelegenheiten gebe, bei welchen man besondere Pracht entfalten müsse, eine drollige Beschreibung der Aufnahme einer türkischen Gesandtschaft in Berlin im Jahre 1763, welche wir jedoch wegen ihrer Länge hier nicht wiedergeben wollen.

Durften wir uns der Aufgabe einer einfachen, an die im Text vorliegende Reihenfolge sich bindenden Inhaltsangabe schon deßwegen nicht entziehen, weil in der That eine nicht gering anzuschlagende Handhabe zur Beurtheilung un-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

serer Schrift in der Gedankenordnung und in der mehr oder weniger ausführlichen Behandlung einzelner Gegenstände an sich gegeben ist, so durften wir es um so weniger gegenüber der eigenthümlichen Art, wie in der bereits mehrfach angeführten englischen Zeitschrift der Inhalt dargestellt ist. Das dort eingehaltene Verfahren wird von dem Herausgeber der Freiburger Ausgabe „eine geistreiche Analyse" genannt und es wird zugestanden, daß besonders durch diese „geistreiche Analyse" der ganze Artikel Confessions of Frederick the Great „interessant" sei. Indem wir dieses Letztere nicht bestreiten, müssen wir doch unsere Ueberzeugung unumwunden dahin aussprechen, daß jene „geistreiche Analyse" uns ganz dazu angethan scheint, dem Leser ein nicht entsprechendes Bild von unserer Schrift zu erzeugen. Der Verfasser jenes Aufsatzes leitet aus der Weltgeschichte, aus den Beispielen anderer großer Staatslenker, des Augustus, Richelieu, Ludwig XIV., Peter d. Gr., und Washington, aus dem Bedürfniß einer zuverlässigen Darstellung der Beweggründe und Meinungen des Absolutismus im achtzehnten Jahrhundert, aus dem Geist, Charakter und den Thaten Friedrichs des Großen, aus dem Bedürfniß, dem preußischen Staat seine Bahnen für die Zukunft vorzuzeichnen, und aus der eigenthümlichen Beschaffenheit des Königreichs Preußen die Nothwendigkeit her, daß Friedrich II. die Matinées Royales schreiben mußte, „die gräßlichste Darstellung des Zustandes des untergehenden Königthums in Europa vor einem Jahrhundert, als dasselbe seinen ritterlichen und religiösen Charakter verloren und sich nicht der Beaufsichtigung durch Gesetz und öffentliche Meinung unterworfen hatte," „als die Religion ihr Ansehen unter den Massen verloren hatte, als die Vornehmen verdorben und die Verwaltung zentralisirt war," „die Lehren einer Kunst, die Friedrich selbst vervollkommnet und ausgeübt hatte." Derselbe hebt ziemlich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

willkührlich einzelne Theile aus den Matinées heraus und stellt sie als die leitenden Gesichtspunkte der Schrift an die Spitze, z. B. den Satz, daß man als König nehme, wenn man könne, und man nur Unrecht habe, falls man das Genommene zurückgeben müsse, und den Satz, daß man sich dem Verbrechen nähern müsse, um für einen Helden gehalten zu werden. Er vermischt ferner fortwährend seinen Bericht über den Inhalt der Schrift mit einseitig dargestellten geschichtlichen Thatsachen und mit seinen eigenen Ueberzeugungen und Ansichten, so, wenn er an den Satz, daß man als König nehmen müsse, was man könne, die Bemerkung anfügt, daß, während die Wegnahme Schlesiens noch mit gesetzlichen Gründen vertheidigt worden sei, „Polen das erste Opfer für die Thunlichkeit abgegeben und der Urheber der Theilung (!) ganz angemessen mit scharfsinniger Einfachheit in den Matinées den Grundsatz dargelegt habe, nach welchem die Theilung vollendet wurde." Wir haben in jenem Aufsatze weniger eine eigentliche Inhaltsangabe vor uns, als eine übrigens sehr befangene Schilderung des Königs Friedrich II., in welche dann nur einzelne dem im Voraus schon festgestellten Bild entsprechende Stellen aus den Matinées eingestreut werden. Sehr natürlich ist es auch, daß der ohnedieß lockere Zusammenhang noch mehr gelockert werden muß, wenn der Verfasser einmal sein Lob über Friedrichs politischen Scharfsinn, Tiefe, Sachkenntniß und Folgerichtigkeit nicht zurückhalten kann, und ein anderes Mal sich bemüßigt sieht, die in den Matinées niedergelegten Ansichten zu tadeln und zu bekämpfen, wie er z. B. der auf der Gleichgiltigkeit in religiösen Dingen beruhenden Duldsamkeit die Sätze entgegenstellt, „daß die Rechtswissenschaft auf Ethik sich gründe und Moralität auf das Dogma," „daß ächte Einheit des Glaubens, oder mit andern Worten Unduldsamkeit demnach eingeschlossen sei in dem allgemeinen Gesetz jedes Volkes, welches seinen

eigenen Glauben bewahre." Wenn wir aber so einerseits in jener Inhaltsangabe durch sehr viel nicht zur Sache Gehöriges gestört werden, so vermissen wir andrerseits sehr wesentliche Bestandtheile der Matinées. Es ist nemlich versäumt worden, uns auch einen Auszug zu geben aus jener breiten Ausführung über den Ursprung des Hauses Hohenzollern, über die Lage, den Grund und Boden des Landes, über die Sitten der Einwohner; auch fehlen gänzlich die Bemerkungen über die Nothwendigkeit der Beschützung unehelicher Geburten. Hatte der Verfasser der Matinées dadurch, daß er „die besondere Staatskunst" der allgemeinen voranstellt, jene viel ausführlicher behandelt, in derselben Wiederholungen auf Wiederholungen häuft, hatte er durch die vielfachen Enthüllungen über die Persönlichkeit und das Privatleben des Königs offenbar gezeigt, daß ihm eben hierin der Kern der ganzen Abhandlung liege; wie mager nimmt sich dieser für die ganze Schrift so bezeichnende Theil in der Inhaltsangabe der englischen Zeitschrift aus! Es sind z. B. die Bemerkungen über den unmittelbaren Verkehr des Königs mit den Unterthanen, über die Liebe, die Jagd, das Spiel und Theater u. s. w. übergangen, während der Verfasser der Matinées doch auf diese Dinge das größte Gewicht legt und in seinen Ansichten über dieselben und seinem Verhalten ihnen gegenüber das Heil des Staates nicht weniger begründet sieht, als etwa in seinen Grundsätzen über Religion und Rechtspflege. Unschwer ist zu erkennen, daß der englische Kritiker zu seinem eigenthümlichen Verfahren lediglich durch seine Voraussetzung veranlaßt worden ist, daß wir in den Matinées eine Schrift besitzen, die dazu bestimmt und berufen sei, „Allen, welche Friedrich zu ihrem Idol gemacht, jeglichen Vorwand zu nehmen, demselben noch ferner sittliche Achtung und Ehre oder vaterländische Gesinnung beizulegen." Wenn er so von Anfang an die Ansichten Macauly's über Friedrich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zu den seinigen gemacht hat, und eben die Matinées nun als Zeugniß dafür aufstellt, daß Carlyle, „dem Friedrich eine Realität ist, stets denkt, was er spricht, stets seine Handlungen auf das gründet, was er als das Rechte erkennt," Unrecht habe, wenn er für die Matinées also eine so hohe geschichtliche Bedeutung in Anspruch nimmt, so war es freilich für ihn angezeigt, Alles, wovon er fürchten konnte, es möchte einen einfach armseligen und lächerlichen Eindruck machen, entweder ganz wegzulassen oder nur kurzweg im Schlepptau von Bedeutenderem mitzuführen, das Uebrige aber mit Geschicklichkeit so zusammenzustellen, daß in der That eine Art von System herauskommt, welches genau des Verfassers eigenthümlicher Auffassung von Friedrichs Wirken und Leben entspricht. Allerdings sollte man eher denken, je höher die Bedeutung der Matinées angeschlagen werde, eine um so größere Verpflichtung müßte jeder ehrliche Forscher fühlen, voraussetzungslos der Sache, der Wahrheit, dem Ernst der Wissenschaft gemäß vorzugehen. Einer solchen Erwartung hat der englische Kritiker nicht entsprochen. — —

Ehe wir weiter gehen, müssen wir noch einen kurzen Blick auf die oben angeführten größern Zusätze der einzelnen Handschriften und Ausgaben werfen. Eine rasche Uebersicht zeigt uns, daß dieselben der Mehrzahl nach ziemlich wahllos und absichtslos hier und dort verstreut sind, daß überhaupt der Text, wie es auch bei der Art seiner Ueberlieferung ganz begreiflich ist, fortwährend ein flüssiger war. Die Art übrigens, wie die Mehrzahl jener Zusätze zum ursprünglichen Texte hinzugekommen ist, kennen zu lernen, dürfte für denjenigen, welcher die ganze Schrift begreifen will, lehrreich sein, abgesehen davon, daß wir auf jene Zusätze schon deßwegen Rücksicht nehmen müssen, weil in der englischen Zeitschrift auf einzelne derselben ein sehr großes Gewicht gelegt wird.



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

In der Ausgabe von 1766 und nach ihr in der von Buffon haben wir den magersten Text der Matinées. Am reichsten bedacht mit Zusätzen, die anderswo fehlen, ist die Reutlinger Ausgabe. Dieselben beziehen sich, wie z. B. die Bemerkung über die Ehe des Neffen Friedrichs und über die Theilung Polens häufig auf eine spätere Zeit, als der den Handschriften und Ausgaben gemeinsame Grundstock der Matinées. Sie sind meist an den Schluß eines kleinern oder größern Abschnittes angehängt und unterbrechen im Uebrigen den eigentlichen Zusammenhang nicht. Der Schreiber hat sich, so scheint es, in den meisten Fällen durch den Anklang an etwas gerade ihm Naheliegendes verleiten lassen, mit gutmüthiger Geschwätzigkeit und politischer Kannegießerei sich über alle möglichen Dinge zu verbreiten, so, wenn er die Geschichte des Schriftstellerruhms Friedrichs weitläufig erzählt, von seinem Flötenblasen und seiner Propaganda für dasselbe spricht, über die großen Ausgaben für Opernsängerinnen und über die Mönchs- und Nonnenklöster in katholischen Ländern klagt, dann über den Eindruck, den das einfache Reisen auf die prunkliebenden Franzosen mache, und über die Verbreitung der preußischen Art kriegerischen Uebungen in Europa sich ausläßt, den Engländern das Ende ihrer Seemacht weissagt, dann sein Verlangen nach der Stadt Danzig kund giebt und berichtet, wie sein treuer Plotho unangenehme Gesandte zum Fenster hinausgeworfen, wie sonderbar eine türkische Gesandtschaft sich in Berlin geberdet habe u. s. w. Merkwürdiger Weise fehlen aber trotz dieser Fülle in der Reutlinger Ausgabe die meisten Stellen, die oben als Zusätze der Acton'schen und Rotter'schen Handschrift hervorgehoben worden sind. Und doch war bei der späten Zeit, da jene Uebersetzung gefertigt wurde, Nichts leichter, als eine größere Zahl der damals, wie der Herausgeber bemerkt, in der ganzen Welt zum Kauf ausgebotenen Hand-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schriften zusammenzustellen und was die eine nicht hatte, aus der andern zu ergänzen. Noch erstaunlicher wird dieser Umstand dadurch, daß auch hier, ganz wie in der Buffon'schen Ausgabe, gerade die nach dem Urtheil der englischen Zeitschrift „bezeichnendsten Stellen" fehlen, Stellen, die der Reutlinger Herausgeber, würde er sie gekannt haben, aufzunehmen gewiß nicht unterlassen hätte. Dieselben betreffen zumeist die Ausfälle auf die katholische Religion, und bei welchem Punkt läßt derselbe in seinen Zusätzen mehr seiner Feder freien Lauf, als eben hier? Oder sollte er etwa durch irgend eine Rücksicht sich haben abhalten lassen, die römischen Priester, wie in der Notter'schen und Acton'schen Handschrift geschieht, auch noch „wilde Thiere," „Despoten," „Mörder," „Diebe," „Nothzüchtiger" zu nennen, nachdem er doch an andern Orten die Nothwendigkeit einer allgemeinen Reformation der Geistlichkeit, einer Aufhebung der geistlichen Anstalten verkündigt, die Kirchenbußen gefallener Mädchen eine Veranlassung zum Kindermorde, die Mönche „Blutsauger des Volks," „die schändlichsten Geschöpfe eines Landes," die Unterthanen der geistlichen Fürsten „arm und elend" genannt hatte? Obwohl ferner die Reutlinger Ausgabe die sonstigen Stellen alle hat, worin der Ehrgeiz über die Gerechtigkeit gestellt und zugegeben wird, daß nur Selbstsucht und die Furcht vor dem Unabhängigkeitssinn der Rechtsgelehrten die Veranlassung zu Justizreformen gewesen, daß es überhaupt gut sei, wenn Jeder nach seiner eigenen Art gerecht sein wolle, so fehlt doch auch hier die weitere Ausführung dieser Gedanken, welche die Acton'sche und Notter'sche Handschrift nach dem ersten Satz der dritten Morgenstunde bringen. Ebenso steht es mit den andern Zusätzen in diesen beiden letztern, die hier ebenso fehlen, wie in der 1766er und Buffon'schen Ausgabe. Da wir keine Rücksicht uns denken können, die für absichtliche Weglassung in der Reutlinger und 1766er Ausgabe

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bestimmend gewesen sein könnte, so lassen wir uns auch nicht wie die englische Zeitschrift zu der Beschuldigung hinreißen, daß der Abschreiber des Buffon'schen Textes mit Vorbedacht jene Stellen als beleidigend für den französischen Philosophen weggelassen habe. Er hat dieselben einfach weggelassen, weil sie ihm ebenso unbekannt waren, wie den Abschreibern und Herausgebern jener andern Handschriften.

Es verlohnt sich aber sehr der Mühe, den Vorwurf näher zu prüfen, welcher der Buffon'schen Ausgabe gemacht worden ist, um dieselbe gewissermaßen als dunkeln Hintergrund darzustellen, auf welchem sich der Werth der Acton'schen Ausgabe um so glänzender abheben sollte. — Nach der englischen Zeitschrift ist fast jede Aenderung im Buffon'schen Text offenbar veranlaßt worden durch das Verlangen, im vortheilhaftesten Licht zu erscheinen (almost every alteration is evidently suggested by the desire of appearing to advantage). Wir können nun in Bezug auf Aenderung durch Weglassung an einem ganz einleuchtenden Beispiel nachweisen, wie grundlos diese Behauptung ist. Nachdem nemlich in der zweiten Morgenstunde die Rede davon gewesen war, daß man durch Verhöhnung dessen, was den verschiedenen Bekenntnissen heilig ist, die Vereinigung derselben herbeiführen müsse, bringt die Acton'sche Ausgabe und die Notter'sche Handschrift jenen Zusatz, der davon handelt, man müsse dem ganzen Geschlecht der Menschen nützen, dieselben zu Brüdern machen, ein Leben im Frieden, ein Glück auf der Grundlage gesellschaftlicher Tugenden begründen, das ganze Universum zu einer Familie umbilden u. s. w. Wie konnte nun der Schreiber der Buffon'schen Handschrift, wenn er sich in günstigem Lichte darstellen wollte, jene idyllische Ausführung sich entgehen lassen, die doch den Religionsspötter wenigstens als wahren Freund der Völker und Menschen erscheinen ließ! Wie gut hätte es ferner, um sich in günstigem Lichte darzustellen, gepaßt, wenn

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

im Buffon'schen Text auch jene Stelle aus dem Abschnitt „über die Kleidung" aufgenommen wäre, wo im edelsten catonischen Eifer die müssigen und weichlichen Fürsten, die nur für Vergnügen und Ausschweifung Sinn haben, sowie die hohlen Menschen getadelt werden, die nur darnach streben, durch hübsche Kleider den Weibern zu gefallen! Es sollen in der Buffon'schen Ausgabe manche den französischen Philosophen unangenehm berührende Kleinigkeiten weggelassen worden sein. (Many little touches which would not sound well in the ears of a French philosopher are carefully expunged.) Das Erste, was hierunter zu begreifen wäre, möchte etwa die Aeußerung sein: „Wenn ein Fürst die Hölle fürchtet, wie Ludwig XIV. in seinem Alter, so wird er schüchtern." Diese Stelle fehlt aber auch in der 1766er und Reutlinger Ausgabe, die keinen französischen Philosophen zu schonen brauchte. Und vorausgesetzt, der Schreiber der Buffon'schen Handschrift hatte wirklich die Ansicht, die französische Eitelkeit Buffon's müsse geschont werden, was konnte ihn auf den Glauben gebracht haben, dieselbe werde nur verletzt durch eine tadelnde Erwähnung Ludwig's XIV., und nicht auch durch eine solche Bemerkung, wie sie auch in der Buffon'schen Ausgabe über die Pariser Parlamente gemacht wird? Was konnte ferner den französischen Philosophen mehr verletzen, als jene Schilderung der berühmtesten Männer Frankreichs, wie d'Alembert's und Voltaire's, die auch bei Buffon gegeben ist? Und mußte es den Franzosen nicht empfindlich beleidigen, wenn er in der fünften Morgenstunde (2. „Grundsatz") las, wie Friedrich fortwährend mit seinem Volk nur als einem Werkzeug gespielt habe und wie er (3. „Grundsatz") die französischen Gesandtschaften verhöhnt?

Wenn ferner einerseits der Philosoph geschont werden sollte, so müßte andrerseits, wie wohl anzunehmen wäre, auch Alles geschehen, ihm noch Angenehmes zu sagen. Warum

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

fehlt nun in der Buffon'schen Ausgabe jene Lobeserhebung der Philosophie: „Sie ist beständig, lichtvoll, stark und unerschöpflich wie die Natur?" — Daß übrigens der Schriftstellerstolz Buffon's in der Buffon'schen Ausgabe noch mehr verletzt werden konnte, als in der Acton'schen, sieht man aus Folgendem. Die Schriftsteller werden im Abschnitt „über die schönen Wissenschaften" zwar in der Buffon'schen Ausgabe nicht mit jener Fülle von Schimpfwörtern heimgesucht, wie in der Acton'schen, sie werden jedoch immerhin ein durch Eitelkeit unerträgliches stolzes Volk genannt; allein bei Acton wird den Schriftstellern die bittere Pille wieder versüßt durch das Zugeständniß ihrer Macht, Ehren auszutheilen, und durch das Bekenntniß, daß ein Fürst sie durchaus nicht entbehren könne, sondern liebkosen und belohnen müsse. Dieß fehlt aber in der Buffon'schen Ausgabe ebenso wie in der 1766er und Reutlinger, die übrigens beide auch jene Häufung der Ehrentitel der Schriftsteller nicht haben. Es würde ferner kein besonderes Zartgefühl gegen den Philosophen beweisen, wenn am Schluße der vierten Morgenstunde in der Buffon'schen Ausgabe absichtlich die Worte ausgelassen wären: „Wollen Sie für einen Helden gelten, nähern Sie sich kühn dem Verbrechen," und nur die folgenden Gnade gefunden hätten: „Wollen Sie für einen Weisen gelten, so verstellen Sie sich mit Geschicklichkeit." Was die Aenderungen in einzelnen Lesarten betrifft, so können zwei derselben deutlich zeigen, daß der Verdacht der englischen Zeitschrift unbegründet ist. Am Schluße des Abschnitts „über die schönen Wissenschaften" sagt der Verfasser der Matinées, „er habe den Philosophen, die er um sich versammelt, auch in den schlimmsten Lagen ihre Besoldung ausbezahlt. Diese Philosophen machen aus dem Kriege sonst die größte Raserei, wenn er an ihrem Geldbeutel rührt." Statt dessen ist die Sache in der Buffon'schen Ausgabe verallgemeinert, so daß unter dem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ausgesprochenen Vorwurf auch Buffon zu leiden hat, indem es dort heißt: „Die Philosophen (also alle insgesammt) machen .....

Es ist, wie man sieht, durchaus unrichtig, so zu sagen, es sei in der Buffon'schen Ausgabe Alles darauf angelegt, in günstigem Licht zu erscheinen, und alle die bittersten Bemerkungen über die Schriftsteller und überhaupt Alles, was Buffon als Schriftsteller beleidigen konnte, weggelassen worden.

Wenn in der englischen Zeitschrift ferner behauptet wird, unter den bezeichnendsten Stellen sei in der Buffon'schen Ausgabe auch diejenige weggelassen, worin der Verfasser den Vorzug der despotischen Regierung ausspreche, so darf dieß nicht so verstanden werden, als ob es an solchen Stellen in der Ausgabe überhaupt fehlte. Dieß ist vielmehr nur mit derjenigen Stelle der Fall, welche auch in den andern Ausgaben fehlt. An vielen andern Orten der Buffon'schen Ausgabe werden aber jene despotischen Grundsätze mit ebenso wenig Rückhalt dargelegt, wie in der Acton'schen, so im Anfang der dritten Morgenstunde, wo es heißt: „Ich bin von Geburt zu ehrgeizig, um zu dulden, daß es in meinen Staaten irgend welche Anstalten gebe, die mich belästigen (quelques ordres qui me gênent, wie auch in der Notter-schen Handschrift steht statt der von dem Freiburger Herausgeber übersehenen Lesart bei Acton: quelque chose qui me gêne.) Ja im folgenden Satz ist der Ausdruck bei Buffon noch stärker, als bei Acton; hier wird nehmlich fortgefahren: „und gewiß ist es dieß was mich genöthigt hat, ein neues Gesetzbuch zu machen," während es bei Buffon heißt: „dieß ist der Gedanke, welcher mich einzig genöthigt hat.... Ueber die englischen und Pariser Volksvertretungen heißt es auch bei Buffon: „Wenn ich bewunderte, so schämte ich mich manchmal (doch) für das Ansehen der Throne;" über Volksvertretungen überhaupt lautet das Urtheil: „daß man auf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den durch sie gebotenen Vortheil größerer Sicherheit verzichten müsse, wenn man Ehrgeiz habe und nicht belästigt sein wolle." Dann heißt es im Abschnitt „über die Musterung der Truppen" geradezu: „Mein Königreich ist ein despotisches," „Meine Befehle können nicht anders als stolz und unbeschränkt sein," und die Art, wie er herrscht, nennt er „den Ton der Willkührherrschaft." — Wir sehen, der englische Kritiker ist bei diesem Gegenstande wieder in den gleichen Fehler verfallen, wie beim vorigen. Weil eine Stelle, wo von dem Vorzug der Willkührherrschaft die Rede ist, in der Buffon'schen Ausgabe fehlt, (sie fehlt übrigens auch in den andern) so übersieht er ohne Weiteres die übrigen Stellen alle, wo dieselben Grundsätze mit vollkommener Unbefangenheit dargelegt sind.

Die weitere Behauptung Herrn Acton's in der Buffonschen Ausgabe sei die Stelle ganz ausgelassen, in welcher erklärt wird, Gerechtigkeit dürfe nur erwiesen werden, wenn nicht Staats-Rücksichten in Betracht kommen, ist nicht richtig, denn auch hier heißt es: „Wir müssen uns sehr in Acht nehmen, uns durch die Gerechtigkeit unterjochen zu lassen" und Karl I. wird als Warnung angeführt, mit dem Volk in Beziehung auf Gerechtigkeit sich nicht auf gleichen Fuß zu stellen; „Lassen Sie sich durch das Wort Gerechtigkeit nicht verwirren" heißt es an einer späteren Stelle, und: „Ist es denn etwas Außerordentliches, wenn ein jeder nach seiner Art gerecht sein will," ferner „die Furcht vor der Festigkeit, Unabhängigkeit und dem Geiste der Freiheit, den ich bei den Männern des Gesetzes wahrgenommen, bestimmten mich, diese große Macht zu untergraben." — Wenn der englische Kritiker schließlich in der Buffon'schen Ausgabe auch die Stelle vermißt, wo Friedrichs Meinung über die Katholiken ausgesprochen sei, so soll sich das ohne Zweifel auf jene Anhäufung von Schimpfwörtern beziehen, die über die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

römischen Priester in jenem nur der Notter'schen und Acton-schen Handschrift eigenen Zusatz ausgegossen werden. In der Buffon'schen Ausgabe ist aber nicht entfernt daran gedacht worden, mit der Meinung über die katholische Kirche hinter dem Berge zu halten. Dieß beweisen Stellen, wie: „Alle Päbste, welche den gewöhnlichen Verstand gehabt, haben ihrer Machterweiterung angepaßte Religionssysteme gehabt" und „ich verliere nicht die geringste Gelegenheit, um die ehrgeizigen Absichten des römischen Hofs, der Priester und der Geistlichen zu enthüllen." Ja während in der Acton'schen Ausgabe nur die römische Priesterschaft angegriffen ist, geht die Buffon'sche noch weiter, indem sie, statt nur zu sagen: Voltaire hat ausnehmend heitere Anekdoten über Päbste, Priester, Bischöffe und Geistliche enthüllt," voranstellt: „über gläubige Seelen," also sogar die Gläubigkeit selbst angreift. Ganz offen macht auch bei Buffon der Verfasser die Ansichten Friedrich Wilhelms über Bilder und Heiligenverehrung, über die Austilgung der Mönche, über die Aufhebung des Eheverbots der Priester zu den seinigen und verhöhnt ohne alles Bedenken die katholischen Kirchenversammlungen.

Wir haben im Bisherigen gesehen, daß der englische Kritiker in der Buffon'schen Ausgabe alle die Stellen schmerzlich vermißt, in welchen der Verfasser der Matinées sich als Feind der katholischen Kirche, als Despot und als Verächter der Schriftsteller mit derber Nachdrücklichkeit darstellt. Wir konnten den Abgang jener Stellen um so weniger bedauern, oder gar irgend einer bestimmten Absicht oder Rücksicht zuschreiben, als sie insgesammt durch andere ähnlichen oder desselben Inhalts wieder ersetzt werden. Sehr auffallend aber ist der Umstand, daß der englische Kritiker kein Auge, und auch kein Wort des Bedauerns, für andere Stellen hat, die in der Buffon'schen Ausgabe fehlen und keinen anderweitigen Ersatz finden. Eine solche Stelle folgt z. B. unmittelbar nach

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dem Ausfall der englischen Ausgabe auf die Priester, und hätte also sehr leicht beachtet werden können. Es heißt dort nehmlich von den Juden statt der oben angeführten Sätze bei Buffon einfach: „Was die Juden betrifft, so sind das umherirrende arme Teufel, welche im Grunde nicht so viel Unrecht haben, als man sagt; sie zahlen gut und Allem nach hintergehen sie nur die Thoren.“ Diese Buffon'sche Abschwächung und beziehungsweise Weglassung hat der englische Kritiker wohl deßwegen übersehen, weil er keinen Grund sich denken konnte, warum Buffon auch hier geschont werden sollte; denn in ihm auch noch einen leicht zu beleidigenden Judenpatron zu sehen, mochte ihm doch wohl zu lächerlich scheinen. Auch auf jene Stelle am Schluß des Abschnitts „über die Kleidung,“ wo in der Acton'schen Ausgabe der Verfasser gegen die Prunksucht müssiggängerischer und weiberliebender Fürsten eifert, hat er keine Rücksicht genommen, wahrscheinlich weil er sie auch nicht in der Abtheilung der Stellen unterzubringen wußte, die in der französischen Ausgabe aus Rücksicht auf Buffon weggelassen werden mußten. Wenn derselbe gewußt hätte, daß Buffon viel auf eine feine Kleidung hielt, oder wenn er daran gedacht hätte, daß man in jenen Worten eine Anspielung auf den französischen Hof finden konnte, so hätte er auch hier mit großer Zuversicht behaupten können, die Stelle sei aus Achtung vor dem französischen Philosophen unterdrückt worden. —

Wenn wir der Voraussetzung der englischen Zeitschrift bis in ihre nothwendigen Folgerungen nachgingen, welcher Abgrund von Unsinn würde sich vor uns aufthun! Der Verfasser der Matinées müßte sich Buffon vorgestellt haben einerseits als strenggläubigen Katholiken, andrerseits wieder als Beschützer der Juden, bald als Franzosen von beschränkter National-Eitelkeit, bald als einen auf seinen Schriftstellerberuf stolzen Denker, hier als üppigen Hofmann, dort wieder als

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sittenstrengen Cato, im tiefsten Grunde seiner Ueberzeugung unsittlich und doch empfindlich gegen jedes unsittliche Wort! Was gab schließlich der englischen Zeitschrift ein Recht, in Buffon einen Menschen vorauszusetzen, oder vielmehr anzunehmen, der Verfasser der Matinées habe in ihm einen Menschen vorausgesetzt, der zu einfältig war, um den sittlichen Standpunkt des Verfassers zu erkennen, auch wenn derselbe sich nicht immer gerade solcher Ausdrücke bediente, die der Höhe dieses Standpunktes angemessen waren, der nicht merkte, daß es auf dasselbe hinausläuft, ob man sagt on prie Dieu dans mon royaume comme l'on veut et on l'y . . . comme l'on peut . . . wie es in der Acton'schen Ausgabe heißt, oder wie in der Buffon'schen steht — on fait son salut . . .; der seine katholische Rechtgläubigkeit nur verletzt sieht, wenn man seine Priester mit Schimpfwörtern belegt, nicht aber, wenn man ein System zur Untergrabung des katholischen Glaubens entwickelt; der seine Schriftstellerehre nur beleidigt findet, wenn man eine gewisse Anzahl von Schimpfreden über die Schriftsteller ausschüttet, es aber ruhig erträgt, wenn man nicht bloß über die Schriftsteller, sondern auch über die Wissenschaften mit der unverholensten Verachtung spricht u. s. w. — Es erscheint nicht ganz unwichtig, den Werth jener Zusätze selbst in der Acton'schen Ausgabe, welcher in der englischen Zeitschrift so gar hoch angeschlagen wird, wenn auch nur ganz kurz zu prüfen.

Wie wir schon mehrmals zu bemerken Gelegenheit hatten, bringen dieselben zum weitaus größern Theil nichts wesentlich Neues bei, sondern führen nur Gedanken, die an andern Stellen schon mehr oder weniger deutlich ausgesprochen sind, noch weiter aus. Dabei laufen denn auch häufig offenbare Uebertreibungen mit unter, wie z. B. im Anfang der vierten Morgenstunde, wo in den übrigen Ausgaben nur von der für Staatsmänner gebotenen Selbstsucht die Rede ist, in der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Acton'schen Ausgabe aber noch hinzugefügt ist: Andere zu täuschen oder es ihnen gleich zu thun, „das ist das geheime Ziel, dem alle Welt zustrebt, Große oder Kleine," oder im Anfang der dritten Morgenstunde, wo davon die Rede ist, daß keine unbeschränkte Rechtsgleichheit stattfinden dürfe und die Acton'sche Ausgabe beisetzt: „es darf keine Gleichheit sein zwischen dem Recht des Herrschers und dem Recht des Unterthanen oder — des Sklaven". — Eine Eigenthümlichkeit der Zusätze in der Acton'schen und Rotter'schen Handschrift, wodurch sie sich besonders von denen der Reutlinger Ausgabe sehr unterscheiden, ist, daß sie oft äußerst störend den Zusammenhang unterbrechen. In der zweiten Morgenstunde z. B., wo der Verfasser von dem Plan Friedrich Wilhelms spricht, die verschiedenen Bekenntnisse zu vereinigen, reiht sich in den andern Ausgaben an den Satz: „Was mich betrifft, so habe ich ihn (den Plan) nicht verlassen, und ich schmeichle mir, Ihnen die Ausführung desselben zu erleichtern" ganz ungezwungen und folgerichtig der weitere an: „Sehen Sie, was ich thue, um zu diesem großen Zwecke zu gelangen; ich suche Verachtung zu verbreiten gegen die Reformation" u. s. w. Dieser Zusammenhang wird nun ganz zerrissen durch eine vollständig fremdartige Gedankenreihe in der Acton'schen Ausgabe: „Man muß dem ganzen Menschengeschlecht nützlich sein, dasselbe zu einer Familie machen" u. s. w., die offenbar an ungeeigneter Stelle hier eingeschoben ist. Das Gleiche ist zu bemerken in dem Abschnitt „über die schönen Wissenschaften." Dort heißt es in den andern Ausgaben: „Die Schriftsteller sind ein durch Eitelkeit unerträgliches Volk; es giebt wohl einen Dichter, der mein Königreich ausschlüge, wenn er genöthigt wäre, mir zwei seiner schönsten Verse zu opfern." Dazwischen drängt sich in der Acton'schen Ausgabe jene Sammlung von schlechten Eigenschaften der Schriftsteller, die zum großen Theil mit der Eitelkeit nicht verwandt sind

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und an die der zweite Theil des Satzes sich nicht ohne Zwang anschließt. Während aber ferner an diesen ganz natürlich der in den andern Ausgaben unmittelbar folgende sich anhängt: „Da dieß ein Geschäft ist, welches uns von den des Thrones würdigen Beschäftigungen entfernt, so mache ich nur (nemlich Verse), wenn ich nichts Besseres zu thun habe," so wird der Zusammenhang in fühlbarster Weise zertrennt durch die beiden in der Acton'schen Ausgabe dazwischen gestellten Sätze: „Es sind dieß indeß Menschen, welche ein Fürst braucht, der despotisch regieren will und den Ruhm liebt. Sie vertheilen die Ehren; ohne sie erwirbt man keinen festen Ruf; man muß sie also aus Bedürfniß liebkosen und aus Politik belohnen." Ja manche der in die Acton'sche Ausgabe aufgenommenen Stellen widersprechen geradezu der Gesammthaltung der Matinées und dem Texte, soweit er allen Ausgaben gemein ist. So heißt es in der dritten Morgenstunde: „Der größte Theil meiner Unterthanen hat geglaubt, daß ich gerührt gewesen sei von den Uebeln, welche die Rechtsverdrehung nach sich zog. Ach! ich gestehe es Ihnen und ich erröthe manchmal, daß ich weit davon entfernt war, sie im Auge gehabt zu haben." Nun bringt die Acton'sche Ausgabe kurz darauf einen damit und mit dem Charakter der Matinées überhaupt im vollsten Widerspruch stehenden Zusatz: „Indem ich jeden Tag die Rechtsverdrehung wachsen sah — war ich erschreckt über diese krummen und unendlichen Irrwege, in welche sich Millionen meiner Unterthanen bei ganzer Lebenskraft verloren und verfingen." Nicht weniger fällt der Schreiber jener Zusätze aus der Rolle, wenn er im Abschnitt „über die Kleidung" gegen die müssiggängerischen und weichlichen Fürsten, gegen ihre Ausschweifungen und Prunksucht loszieht, während er doch sonst, und namentlich in derselben Morgenstunde sagt, daß er unter den schlechten Kleidern bessere verberge und heimlich den Aus-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schweifungen und Vergnügungen nachgehe u. s. w. Die Reutlinger Ausgabe bleibt hier besser in der Rolle mit ihrem Zusatz: „Höchst selten erscheine ich öffentlich in Schuen und Strümpfen, beständig in Stiefeln — daher meine Bürger sich auch gepuzt glauben, wenn sie gestiefelt sind."

Wenn nach allem diesem von dem englischen Kritiker der Acton'schen Ausgabe deßwegen größerer Werth beigelegt wird, weil sie eine größere Fülle des Inhalts hat, so ist dieß zwar bis jetzt ein bei Beurtheilung der Aechtheit oder Unächtheit einer Schrift unerhörtes Verfahren; aber wenn wir auch je uns demselben anschließen wollten, so könnten wir doch durchaus nicht der Acton'schen, sondern nur der Reutlinger Ausgabe die Palme zuerkennen. Wird aber auf den Inhalt jener Zusätze so großes Gewicht gelegt und gesagt, es sei keine Frage, daß in diesem Texte die innersten Gedanken Friedrichs ausgesprochen seien (it is unquestionable that the real intimate ideas of Frederik are to be found in the text M. de Mèneval) so ist dieß die unberechtigste petitio principii, der gegenüber wir vielmehr versucht sind, die Vermuthung nicht zurückzuhalten, die sich uns bei den in jenen Zusätzen fortwährend wiederkehrenden Ausführungen über die Hauptthemata: Haß gegen die Katholiken und Schriftsteller, Lobpreisung des Despotismus unabweisbar aufdrängt: es habe nehmlich eine dritte Hand, die nur nicht geschickt genug war, die Spuren ihrer Thätigkeit ganz zu verwischen, die betreffenden starken Stellen erst später in den ursprünglichen Text hineinverarbeitet, sei es um den eigenen antikatholischen und absolutistischen Neigungen Luft zu machen, sei es, und dieß ist viel wahrscheinlicher, um den angeblichen Verfasser der Matinées dem verstärkten und vereinigten Haß der Katholiken, Freisinnigen und Schriftsteller preiszugeben. Um ein gewisses Gleichgewicht herzustellen, hätten dann nach den Katholiken auch noch die Juden einen stärkern Hieb abbe-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

kommen, und um die zu deutlich sich hervordrängenden Uebertreibungen ein wenig zu verhüllen, wären dann jene schönen Schilderungen von der einstigen Glückseligkeit der durch gesellschaftliche Tugenden zu einer Familie vereinigten Menschen und jene Stelle als Verzierung beigefügt worden, wo der Verfasser seine sittliche Entrüstung über Schwelgerei und Ueppigkeit ausspricht.

Man kann über das Letztere denken, wie man will: so viel steht nach dem Bisherigen fest, daß jener Vorzug der Acton'schen Ausgabe, so weit er auf die angeführten Zusätze sich gründet, eine Täuschung ist, ganz abgesehen davon, daß die Acton'sche Ausgabe den Werth eines unicum dadurch verliert, daß wir in der Notter'schen Handschrift ganz denselben und an einer Stelle sogar 'einen ausführlichern Text haben. —

Aber nicht bloß jene Zusätze, sondern der ganze Stil und die Schreibart bestätigen dem englischen Kritiker die höhere Aechtheit der Méneval'schen Handschrift gegenüber der Buffon'schen, und unter den manchen charakteristischen Zeichen, daß Méneval die ursprüngliche Handschrift vor sich hatte, wird dieß hervorgehoben, daß eben dieselbe nicht selten dunkel sei (not unfrequently obscure). Es ist nun höchst seltsam, daß derselbe Umstand, der für die Méneval'sche Handschrift spricht, kurz vorher als Zeugniß gegen die Buffon'sche angeführt wird. Denn wenn es oben heißt: „ein sehr verdorbener und oft unverständlicher Text" (a most corrupt and often unintelligible text) sei von Buffon veröffentlicht worden — der jetzt vorliegende Text sei aus einer andern und vertrauenswerthen Quelle genommen," so ist klar, daß das eine Mal die Dunkelheit für die Méneval'sche, das andere Mal die Unverständlichkeit gegen die Buffon'sche Handschrift zeugen soll. Indem der Kritiker weiter sagt, eine ganz oberflächliche Vergleichung mit Buffon's Abschrift



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bezeuge hinreichend die größere Aechtheit der Méneval'schen und indem er dabei aus der ersten Morgenstunde einen Satz herausgreift und an demselben einmal einen reinen Zusatz (mere amplification), das andere Mal einen Unsinn des Abschreibers nachweist (blunder of a copyist), so steht es uns offenbar zu, diese Beweisführung für ein eganz unangemessene zu erklären, sobald wir an mehreren da und dort zerstreuten Stellen nachweisen können, daß die Buffon'sche Ausgabe den bessern Text hat und daß die Acton'sche Fehler bringt, die nur vom Unverstand oder von der Nachlässigkeit des Abschreibers herrühren können. Der Schreiber der Buffon'schen Handschrift war, nach Allem zu schließen, ein in geschichtlichen Dingen allerdings ziemlich unwissender Franzose, — er schreibt z. B. statt Thassilo stets Tavillon (nicht, wie die Freiburger Ausgabe fälschlich angibt, Tarillon); — aber daß er doch über das nachdachte, was er schrieb, beweisen einzelne kleine Abweichungen von den andern Ausgaben; statt zu sagen: „wir waren nur ein Arm des großen Kronleuchters von Deutschland" nimmt er die Sache statt des Bildes und schreibt (hierin auch von dem 1766er Drucke abweichend): „des großen Kaiserreichs"; statt zu sagen, „man müsse nur Gott beim Abendmahl zum Zeugen haben", setzt er: „zum Vertrauten"; mehrmals hat er système statt principe, commissaires statt députés, puissant statt grand, wo die erstern Ausdrücke besser passen. Dann aber hat die Buffon'sche Ausgabe entschieden die richtige Lesart an jener Stelle der dritten Morgenstunde, wo davon die Rede ist, daß Friedrich als ehrgeiziger Fürst ein neues Gesetzbuch machen müßte, um alles ihn Beschränkende wegzuräumen. Bei Buffon nehmlich lesen wir: „Ich kenne das Gewicht, welches sie (die Gerechtigkeit) unter dem Volke hat, und ich wußte, daß die geschickten Fürsten (princes) (so liest auch der Druck von 1766) indem sie ihren Ehrgeiz befriedigten,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

oft sich Anbetung verschaffen konnten." Statt dessen lesen die Rotter'sche und Méneval'sche Handschrift das im Zusammenhange sinnlose: „daß geschickte Priester" (prêtres). Kurz darauf lesen wir in diesen beiden letztern: „die Gerechtigkeit ist das Abbild Gottes; wer kann demnach einen so hohen Schutz (protection) erreichen"? was keinen Sinn gibt; dagegen steht bei Buffon: perfection, Vollkommenheit, das ganz gut paßt. (Diese beiden Beispiele mögen nebenbei das Verfahren der Freiburger Ausgabe beleuchten. Dieselbe druckt dem Acton'schen Texte nach: prêtres und: protection, unterläßt aber die Buffon'schen Abweichungen anzuführen; dagegen übersetzt sie weislich „prêtres" mit „Fürsten" und: „protection" mit „Vollkommenheit.") Ferner liest die Acton'sche Ausgabe an der Stelle, wo von Volksvertretungen die Rede ist: „man müßte ein guter und von unsern Grundsätzen erfüllter Mensch sein, um zu gestatten, daß man jeden Tag unsere Handlungen abwäge." Die Lesart „von unsern Grundsätzen erfüllt" ist also ein offenbarer Unsinn. Ueberall und namentlich hier ist nur die Rede davon, daß Ehrgeiz und Selbstsucht die einzigen Beweggründe für den Verfasser der Matinées sind, daß er Alles sein will, nur kein guter Mensch. So liest denn auch die Buffon'sche Ausgabe richtiger: „erfüllt von guten Grundsätzen." Und noch an vielen andern Stellen hat die Buffon'sche Ausgabe offenbar die bessere Lesart, als die Acton'sche. Zum Mindesten ist für jeden unbefangen Prüfenden klar, daß auch hier der letztern überall kein Vorzug vor der erstern zukommt. Was der englische Kritiker sonst noch als Kennzeichen des höhern Werthes der Méneval'schen Handschrift anführt, die mangelhafte Rechtschreibung, den raschen, ungleichen Stil, werden wir später besprechen, wenn wir auf die Frage kommen, ob Friedrich überhaupt in dieser Rechtschreibung und diesem Stil wieder zu erkennen ist; zunächst ist nur vorauszuschicken,



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

daß wenn mangelhafte Rechtschreibung, unebener Stil ein untrügliches Zeugniß für den höhern Werth abgeben könnte, wir jedenfalls der Rotter'schen Handschrift noch einen kleinen Vorzug vor der Méneval'schen zuerkennen müßten.

Nachdem wir in Beziehung auf die Beschaffenheit der verschiedenen Ausgaben und Handschriften nachgewiesen haben, daß der Anspruch eines Vorzugs für den Méneval'schen Text ein ganz hohler ist, müssen wir nunmehr einen Schritt weiter gehen und untersuchen, ob dieser Text wirklich, wie die englische Zeitschrift behauptet, einer andern und vertrauenswerthern Quelle entnommen ist, als die übrigen. Mit demselben Anspruch auf die ächteste Herkunft — nehmlich von Friedrich selber — traten auch der Buffon'sche und der im Besitze des Herrn Whittall in Smyrna befindliche Text auf. — Sehen wir zuerst, was uns über den Ursprung der Buffon'schen Handschrift erzählt wird, und ob der betreffende Bericht genügt, etwas annähernd Zuverlässiges festzustellen. Der junge Graf Buffon, Offizier bei den französischen Garden, war auf seine schriftliche Bitte am 18. Mai 1782 Friedrich dem Großen in Sanssouci vorgestellt und von diesem huldreich aufgenommen worden. Wir haben über diesen Vorgang zwei glaubwürdige Zeugnisse; das eine ist enthalten in der Nachschrift eines Briefes, welchen der Vater Buffon aus Montbard am 12. Juli 1782 an Frau Necker richtete. Es heißt dort: „Noch eine kleine Zeitung, da ich noch Platz habe. Mein Sohn ist vom König von Preußen gut aufgenommen worden. — Ich kenne dem Rufe nach ihren Vater ganz wohl; es ist ein Mann, der auf das Beste die große Berühmtheit verdient hat, die er sich mit so viel Recht erworben hat." — „„Majestät, Nichts wird ihm mehr schmeicheln, als die Meinung zu vernehmen, die Ew. Majestät von ihm hat."" Ja wenn Sie ihm schreiben, sagen Sie ihm und erweisen Sie ihm alle meine Ehrenbezeigungen,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

aber sagen Sie ihm auch, daß ich gleichwohl nicht ganz seiner Ansicht über alle seine Systeme bin. „„Majestät, er stellt dieselben nur auf.““ Diese Unterredung geschah öffentlich und endigte mit einer noch gnädigeren Aeußerung: „Entzückt, Sie gesehen zu haben.“ Buffon war, wie wir sehen, als Schriftsteller und Vater so erfreut über die Aufnahme seines Sohnes und über die wenn auch beschränkte Anerkennung seiner eigenen wissenschaftlichen Leistungen, daß er die stattgehabte Unterredung bis in die Einzelheiten, mit Anführung aller höflichen Redensarten erzählt, mit welchen man wohl bei Hofe den Träger eines berühmten Namens aus dem Auslande aufnehmen mag. — (Friedrich der Große selber, an dessen Hofe selten ein berühmter Ausländer vorüberging, machte kein Aufheben von der Begegnung mit dem jungen Mann. Seine Aufmerksamkeit hatte an jenem 18. Mai ein anderer Besuch, nehmlich der des Abbé Raynal, in größerem Maße auf sich gezogen. Wir haben einen Brief von Friedrich, den er noch am selben Tage an d'Alembert schrieb, worin er ausführlich von Raynal, gar nicht von Buffon spricht.) Die zweite Bestätigung des freundlichen Empfangs des französischen Offiziers haben wir in dem Briefe eines Freundes desselben, Herrn Rigoley de Juvigny; derselbe schrieb am 26. Juli 1782: „Ich war schon, mein theuerster Freund, unterrichtet von dem schmeichelhaften Empfang, den Ihnen der König von Preußen zu Theil werden ließ, und von der Art, wie Sie sich bei dieser Gelegenheit benommen haben. Sie haben bei den wenigen Worten (au peu de mots), welche dieser große Fürst, ein guter Beurtheiler des Verdienstes, an Sie richtete, die Achtung empfunden, welche er Ihrem berühmten Vater bewies“ u. s. w. Es waren also auch nach diesem Zeugnisse einige wenige freundliche Worte, die Friedrich mit seinem jungen Gaste wechselte, ohne Zweifel eben nur die höflichen Redensarten, welche der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schriftsteller Buffon mit sichtlichem Behagen der Frau Necker berichtet. Einige Biographen berichten zwar noch, Friedrich habe den jungen Offizier den Frauen seines Hofes mit den Worten vorgeführt: „Ich stelle Ihnen den Sohn des herrlichen Buffon vor; aber ich gebe Ihnen denselben nicht für sein bestes Werk aus.“ Der Herausgeber des Briefwechsels von Buffon meint, eine solche Unhöflichkeit sei unmöglich im Munde des großen Friedrich und sie würde sich übrigens auch schwer vereinigen mit seiner Bewunderung für den berühmten Mann.“ Diese Gegengründe wiegen allerdings nach unserem Dafürhalten nicht sehr schwer. Denn Friedrich machte wohl hier und da einen solchen nicht sehr feinen Witz, der Andere verletzen konnte; und von einer besondern Bewunderung desselben gegenüber Buffon wissen wir Nichts. Vielmehr schreibt er an seinen Bruder Heinrich einmal (21. August 1784): Herr Buffon ist in dieser Zeit der Noth der beste französische Schriftsteller, was den Stil betrifft; aber was Philosophie angeht, so zieht er mehr seine Einbildungskraft, als seinen gesunden Menschenverstand zu Rathe.“ Hat er ja doch bei jener Hofvorstellung selbst es dem Sohne Buffon's gegenüber nicht verschleiert, daß seine Anerkennung ganz gemessene Grenzen habe. Was uns vielmehr an jene Anekdote nicht glauben läßt, ist der Umstand, daß jener Witz, wenigstens so viel wir wissen, älteren Ursprungs ist; ferner die ungetrübte Freude des Vaters Buffon, wie sie sich in dem redseligen Brief an Frau Necker ausspricht, und die Unbefangenheit, mit welcher Juvigny, der den ganzen Vorgang kannte, dem jungen Buffon, dessen Selbstgefühl jener Witz doch hätte empfindlich beleidigen müssen, zu der freundlichen Aufnahme bei dem König Glück wünscht. Wer aber jene Berichte über den Empfang des jungen Buffon, wie sie in den Briefen Juvigny's und des Vaters Buffon vorliegen las, der mußte billig erstaunen über die folgenden Worte des Nachkommen Buffon's,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der im Jahr 1860 schrieb: „Ich gebe hier einen Beweis der hohen Achtung, welche dem König von Preußen das unvergleichliche Talent Buffon's einflößte. Bei seiner Rückkehr aus Deutschland übergab der Graf Buffon seinem Vater eine Handschrift, welche ihm der große Friedrich anvertraut hatte und welche zum Titel hat: Les Matinées de Fréderic II. A son neveus Frédéric Guillaume, son successeur à la couronne." Der Herausgeber des Briefwechsels Buffon's berichtet uns also 1860 eine Thatsache, die 1782 weder Buffon, noch Juvigny kannte, und von der auch trotzdem, daß sie in der Oeffentlichkeit stattgefunden haben mußte, in der übrigen Welt damals gar Nichts verlautete. Was wäre dem etwas eiteln Vater Buffon und dem gefälligen Freund Juvigny angenehmer gewesen, als zum Beweis, wie sehr Friedrich Buffon bewunderte, berichten zu können, daß derselbe irgend ein Geheimniß seinem Gaste im Vertrauen mitgetheilt habe? Was wäre den Klatschern in Berlin willkommener gewesen, als über ein zwischen Friedrich und dem jungen Menschen ausgetauschtes Geheimniß sich unterhalten zu können? Unbeirrt durch den Mangel jeglicher bestimmten Nachricht, in der durch Nichts begründeten Voraussetzung eines innigeren Verhältnisses zwischen Friedrich und Buffon, ohne zu überlegen, wie werthlos für Buffon das Geschenk einer schon seit vielen Jahren handschriftlich und gedruckt im Besitze von Hunderten befindlichen Schrift sein mußte, wie wenig zu einem auszeichnenden Geschenke gerade die Matinées sich eigneten — daß der Verfasser der Matinées die Achtung jedes gebildeten und sittlichen Menschen verlieren mußte, erklärt der Großneffe Buffon's selbst in einer Ausführung voll der edelsten sittlichen Entrüstung —, ohne zu bedenken, wie wenig der junge französische Offizier und die Umstände, unter welchen Friedrich ihm die Matinées gegeben haben müßte, dazu angethan waren, ein für Friedrich sehr

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wichtiges Geheimniß zu verbergen, läßt der Herausgeber den König jene Schrift dem jungen Manne anvertrauen! Diese unglaubliche, alle Grundsätze der Kritik versäumende Leichtfertigkeit des französischen Herausgebers wird nur übertroffen von der Art, mit welcher derselbe an einer einzigen Stelle innere Kritik übt. Man traut wirklich seinen Augen kaum bei folgenden Worten: „Es genügt, die Matinées zu lesen, um überzeugt zu sein, daß sie derselben Feder entstammen, welche den Antimachiavel verfaßt hat.“ Mit derselben Unbefangenheit, mit welcher der Dichter in der Reutlinger Ausgabe das in den Matinées entwickelte System „das Glück des Erdballs“ nennt, ist hier — nur nach der entgegengesetzten Seite hin — der Antimachiavel zusammengestellt mit den Matinées. Der Herausgeber kennt den Antimachiavel gar nicht und erlaubt sich auf dessen Inhalt einen Beweis der Identität seines Verfassers mit dem der Matinées zu gründen; ja es geht ihm nicht einmal aus dem Titel Antimachiavel eine Ahnung auf, daß die so benannte Schrift eine Bekämpfung des Macchiavelismus und somit des Inhalts der Matinées sein müsse. Die äußere Kritik des Herausgebers steht auf nicht minder schwachen Füßen. Er sagt einerseits, die Denkwürdigkeiten von Bachaumont erwähnen diese Handschrift, und versichert andererseits, dieselbe sei niemals veröffentlicht worden, während doch nach Bachaumont's klaren Worten die Matinées nur die Erweiterung jenes kleinen Druckwerks Idée de la personne et de la manière de vivre du roi de Prusse sind, also jedenfalls ein größerer Theil derselben schon veröffentlicht war. Auch durfte davon abgesehen der Herausgeber, um ganz der Wahrheit getreu zu bleiben, sich nicht ausdrücken, diese Handschrift sei nie veröffentlicht worden, da er doch wußte, daß der gelehrte Isidore Geoffroy Saint Hilaire dieselbe wenn auch nicht ganz vollständig schon 1844 veröffentlicht hatte. — Der Großneffe Buffon schöpfte aus keiner

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bessern Quelle, als eben Saint Hilaire. Dieser fand eine Abschrift der Matinées unter den ihm von dem früheren Schreiber Buffon's, Humbert Bazile, hinterlassenen Papieren. Dieselbe Abschrift war von der Tochter Bazile's, Frau Beaudesson, auch dem Herausgeber Buffon mitgetheilt worden, der uns berichtet, daß Bazile im Auftrage des ältern Buffon mehrere solche Abschriften gefertigt habe. Der äußere Beweis für die Aechtheit der Handschrift Buffon's soll nach dem Herausgeber des Briefwechsels in einer Stelle der ungedruckten Denkwürdigkeiten eben jenes Schreibers Humbert Bazile liegen. Dieser berichtet nehmlich, er sei einmal mit dem jungen Buffon ausgegangen und nach seiner Rückkehr habe er den Vater desselben in seinem Zimmer gefunden, und er fährt dann fort: „Herr von Buffon empfängt mich kalt und bezeugt mir seine Unzufriedenheit. Herr Necker, sagte er zu mir, ist mit mir nach Paris gekommen, um die Geschenke der Kaiserin zu sehen und ihre Briefe zu lesen, und zugleich das Manuscript des Königs von Preußen, welches ich Ihnen zum Abschreiben gegeben habe: was haben Sie damit gemacht? Ich antwortete ehrfurchtsvoll: Ich habe die Briefe der Kaiserin und das Manuscript des Königs von Preußen sorgfältig eingeschlossen" u. s. w. Zu dieser Stelle bemerkt die englische Zuschrift: das Zeugniß des Schreibers und des Herausgebers Buffon's ist unangreifbar (incontrovertible). — Nun hat vor Allem der Schreiber für die Aechtheit der Handschrift weder zeugen wollen noch können. Was das Zeugniß des Herausgebers anbelangt, so beruht dieß vom Standpunkt der innern Kritik auf einem Unsinn, und was seine äußere Kritik betrifft, so hat derselbe in einem Brief an den k. preußischen Historiographen, Herrn Preuß vom 25. April 1861 sein allerdings früher mit großer Zuversichtlichkeit ausgesprochenes Urtheil zurückgenommen, nachdem er die Gegenerklärung von Herrn Preuß gelesen hatte,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die das „Magazin für die Literatur des Auslandes“ vom 10. April 1861 brachte und die sich zurückbezog auf ein in der „Staatszeitung“ vom 26. Juni 1845 enthaltene Einsprache gegen jenen Abdruck im Constitutionel. Er schreibt nehmlich: „Ich hatte die Abschrift unter meinen Familienpapieren gefunden, ganz geschrieben von der Hand des Schreibers von Buffon“ und schließt: „Ich denke bald eine neue Ausgabe des Briefwechsels von Buffon zu veröffentlichen und ich werde mich beeilen, die Aufklärung, die Sie mir gegeben haben, darzulegen.“ Diese neue Erklärung des Herausgebers scheint zwar nicht ganz wahrheitsgetreu zu sein, indem er ja die seiner Ausgabe zu Grund liegende Handschrift erst von Frau Beaudesson bekommen und nicht selber unter den Familienpapieren gefunden hatte. Was er von der ganzen Sache weiß, ist Nichts weiter, als daß das in seinen Händen befindliche Heft vom Schreiber seines Großoheims geschrieben und eine der mehrern Abschriften war, die dieser Herr nach seiner eigenen Angabe im Auftrage des alten Buffon hatte machen müssen. Er war somit nicht besser hierüber unterrichtet, als wir, wenn wir den Bericht von Bazile lesen. Durch den Umstand, daß der junge Buffon in Deutschland bei Friedrich gewesen war, durch die falsche Voraussetzung, daß Friedrich ein so warmer Bewunderer Buffon's gewesen sei, ließ er sich anfänglich verführen, seine Annahme, Buffon habe jenes Heft von seinem aus Deutschland zurückgekehrten Sohn erhalten und diesem habe der König dasselbe anvertraut, als eine bestimmte Thatsache auszugeben. Indem wir also darauf verzichten müssen, irgend einen erheblichen Beitrag zur Beurtheilung der Aechtheit jener Handschrift aus den Angaben des Herausgebers zu gewinnen, bleibt uns nur noch zu untersuchen übrig, ob in dieser Richtung den von dem alten Buffon und seinem Schreiber gebrauchten Worten „le manuscrit du roi de Prusse“ irgend ein Werth beizu-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

messen ist. Von der Aeußerung des Schreibers können wir freilich ganz absehen; denn derselbe wiederholt einfach die Worte seines Herrn und hat uns nirgends ein selbständiges Urtheil über die Sache hinterlassen. Das ganze Schwergewicht der Frage würde demnach lediglich auf Buffon's Worte fallen. Die Frage, ob Buffon überhaupt (was ganz wohl möglich ist) Friedrich für den Verfasser der Matinées gehalten habe, ist von keinem Belang, da seinem Zeugniß keine größere Beachtung zukommt, als irgend einem Andern aus so später Zeit, zumal einem Ausländer. (Wir sind allerdings anderer Meinung, als der Freiburger Herausgeber, welcher über eine solche Frage unbedingt einem wissenschaftlichen Franzosen oder Engländer ein unbefangeneres Urtheil zuschreibt, als einem preußischen Professor.) Nun sind wir aber nicht durch den entferntesten Grund gezwungen anzunehmen, „le manuscrit du roi du Prusse“ müsse heißen: die vom Könige von Preußen selbst geschriebene Schrift. Im Gegentheil würden wir bei dieser Annahme Angesichts des herrschenden Sprachgebrauchs diesen Worten einigen Zwang anthun. Dazu kommen noch verschiedene Gründe: Es ist erstlich als sicher anzunehmen, daß Buffon, wenn er eine von Friedrich selbst geschriebene Schrift bezeichnen wollte, sich weitläufiger ausgedrückt haben würde; dann ist höchst unwahrscheinlich, daß er, wenn er die wirkliche Handschrift des Königs hatte, ihren Besitz durch Abschriften werthloser machte; drittens können wir nicht glauben, daß Buffon, wenn er einen so kostbaren Schatz besaß, denselben so schlecht aufbewahrte, daß er verloren ging und uns nur eine Abschrift seines Schreibers zurückblieb. Was schließlich die englische Zeitschrift vorbringt, um den Mangel jeder Nachricht über die Sache von Seiten des ältern Buffon selbst erklärlich, und wahrscheinlich zu machen, daß Buffon dennoch die Handschrift vom Könige bekommen habe, nehmlich, er erwähne das Geschenk d. h. offen-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bar das Wichtigste im Brief an Frau Necker nicht, weil er keinen Platz auf dem Papier mehr gehabt, oder weil er nicht daran d. h. an das für ihn Ehrenvollste gedacht, oder weil ihm sein Sohn Nichts davon d. h. von der höchsten Auszeichnung Friedrichs erzählt, oder weil er es für unnöthig gehalten haben könne, davon zu schreiben — die gewöhnlichen Redensarten der Höflichkeit zu berichten war gewiß unnöthiger — alles dieses sind zu alberne Vermuthungen, als daß es sich verlohnte, dabei sich aufzuhalten. Wenn aber behauptet wird, es sei unmöglich einen Grund zur Fälschung auf Seiten des Herrn Humbert Bazile oder Nadault de Buffon zu finden, so ist zu bemerken, daß Herrn Buffon — denn von Bazile kann nicht die Rede sein — eigentliche Fälschung gar nicht vorgeworfen wird. Wenn wir das Zugeständniß, welches dieser Herrn Preuß gegenüber gemacht hat, zusammenhalten mit jenem Bericht Bazile's, so stellt sich einfach Folgendes heraus: der ältere Buffon war, wie Viele zu seiner Zeit, im Besitz einer Handschrift der Matinées; er mochte glauben, daß die Matinées wirklich von Friedrich herrührten, allein auch wenn er dieß nicht glaubte, so mochte die Schrift doch immerhin einigen Werth für ihn haben; er zeigte die Seltsamkeit seinen Freunden und verbreitete sie, wie damals von Vielen geschah, durch Abschriften. Eine dieser Abschriften bleibt unter den Papieren seines Schreibers; von dessen Tochter erhält der Herausgeber des Briefwechsels Buffon's dieselbe. Da ihm die Grundsätze wissenschaftlicher Kritik fremd sind, so schreibt er ohne Bedenken seine Vermuthung nieder (allerdings nicht als Vermuthung, sondern als Thatsache), daß der Sohn Buffon's, der wie er wußte von Friedrich gut aufgenommen worden war, zum Zeichen der Verehrung für den Vater die Matinées als Geschenk erhalten habe; und er macht seine Uebereilung schließlich dadurch wieder einiger-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

maßen gut, daß er auf die Belehrung von Herrn Preuß ohne Weiteres eingeht. —

Ebensowenig als bei der Buffon'schen Ausgabe, ging bei der im Besitze des Herrn Whittall in Smyrna befindlichen Handschrift die Aussicht in Erfüllung, daß wir sichere Kunde von einem wirklich von Friedrich herrührenden Manuskripte der Matinées erhalten können. — Kaum war die Acton'sche Ausgabe im Druck erschienen, und von The Home and Foreign Review als auf der ächten Handschrift beruhend angepriesen worden, so verlauteten mehrere Stimmen, die ächte Handschrift sei in Händen des Herrn Whittall. Das Ergebniß der hierüber angestellten Untersuchung ist Folgendes: Auf die erste Anfrage über den Ursprung der Handschrift kam die Antwort, daß Herr Whittall diese Abschrift selbst genommen und nicht, wie behauptet worden war, vom Herzog von Rovigo unmittelbar erhalten hatte. Im Uebrigen war Herr Whittall damals von der Aechtheit der Urschrift so fest überzeugt, daß er die Abschrift nicht aus der Hand geben, sondern höchstens durch einen Dritten in seiner Gegenwart mit der Acton'schen Ausgabe vergleichen lassen wollte, ja daß er sogar glaubte, der Ursprung der neuerdings in England erschienenen Ausgabe sei auf Jemand zurückzuführen, der seine Abschrift nach sorgfältiger Durchlesung aus dem Gedächtnisse nachgeschrieben habe. In dieser Zuversicht, die einzige, aus der ächten Quelle stammende Handschrift zu besitzen, hatte er früher dieselbe verschiedenen Reisenden, namentlich den englischen Gesandten in Konstantinopel, Bulwer und Canning, gezeigt, unter Andern auch einmal einem preußischen Major, der freilich Einsprache gegen die Aechtheit erhob. Diese Zuversicht wurde aber im Laufe der letzten Monate sehr erschüttert durch die bloße ihm inzwischen kund gewordene Thatsache, daß die Matinées in Europa wohl bekannt seien, und durch unauf-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

hörliche Anfragen besonders aus England, z. B. von Seiten des Herrn Unterstaats-Sekretärs Layard und des Herrn Acton, des Herausgebers der Méneval'schen Handschrift. Herr Whittall nahm sein Versprechen, die Handschrift vergleichen zu lassen, zurück und faßte sogar den grausamen Entschluß, dieselbe zu verbrennen, „denn er könne nicht versichern, daß sein Eigenthum wirklich eine Abschrift der ursprünglichen königlichen Handschrift sei; wenigstens wünsche er weder für noch gegen wenn auch nur entfernt in dieser Sache thätig zu sein." Bei der im Eingang angeführten Erzählung des Herzogs von Rovigo über die Art, wie er in den Besitz seiner Abschrift gekommen sei, können wir uns um so weniger eines Anflugs romantischer Empfindung erwehren, je lebhafter wir uns diesen Vorgang vorstellen. Der kostbare Schatz, an dessen Geheimhaltung Friedrich und seinen Nachkommen Alles liegen mußte, erscheint bei der Ankunft Napoleon's plötzlich auf dem Schreibtisch des Königs, ohne Zweifel dorthin gelegt vom Genius der Geschichte selbst, der endlich einmal durch Savary's Diebeshände der Nachwelt reinen Wein über Friedrich einschenken lassen wollte! „Diebeshände" müssen wir leider sagen, denn dadurch daß Savary seinen Fund vor Napoleon, dem derselbe doch sehr werthvoll sein mußte, verheimlichte und nicht zur französischen Gesammtbeute schlug, steigert sich jenes „Wegnehmen" allerdings zu einem gemeinen Diebstahl. Das corpus delicti selbst ist leider gleich der Buffon'schen Urschrift im Strom der Geschichte wieder untergegangen und Savary hat den Werth seines Fundes selber auf das bescheidenste Maß zurückgeführt, indem er versichert, er habe in dem Heftchen die Handschrift des Privatschreibers Friedrichs erkannt, dessen Name ihm nur entfallen sei. —

Wie wir bei der Buffon'schen und Whittall'schen Abschrift unsere Kunde nicht aus der ersten Quelle schöpfen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

können, sondern auf Berichte aus einer beträchtlich spätern Zeit angewiesen sind, so ergeht es uns auch bei der Méneval'schen Handschrift. Die einzige Nachricht über den Ursprung derselben finden wir in der mehrerwähnten englischen Zeitschrift, auf die ohnedieß das Vorwort der Acton'schen Ausgabe sich bezieht: „Man wird den Beweis, daß dieses Werk wahrhaftig (véritablement) von Friedrich dem Großen ist,, in The Home and Foreign Review III. finden." In jenem Eingangs angeführten kurzen Bericht, an den wir uns zu halten haben, ist uns Manches sehr auffallend. Vor Allem können wir uns keinen Grund denken, warum Méneval sein Geheimniß für sich behielt, statt dasselbe seinem Herrn mitzutheilen, der ihm doch gewiß großen Dank dafür gewußt hätte. Dann ist merkwürdig, daß man in Berlin die Original-Handschrift gar nicht mehr auffinden konnte, wenn doch Méneval dieselbe nicht weggenommen und auch Savary sich nur einer Abschrift des königlichen Schreibens bemächtigt hat; denn wenn man es nicht für nöthig hielt, bis 1806 und 1806 dieselbe unbefugten Nachspürern zu entziehen, warum sollte man nachher und jetzt noch größere Rücksicht nehmen? Der Verfasser der Confessions . . . ist zwar hier mit einer kühnen Vermuthung bei der Hand. Indem er sich nehmlich beruft auf die Angabe in der großen Berliner Ausgabe der Werke Friedrichs, wornach die Archive des königlichen Hauses drei Handschriften der Matinées, darunter zwei von Grimm aus Paris zugeschickte, enthalten, sagt er: „die dritte sei mit einem Stillschweigen übergangen worden, welches sehr bezeichnend sein könnte, wenn die Nachricht kritische Genauigkeit beanspruchte; wenn sie eine Abschrift des gedruckten Werkes wäre, so würde sie nicht so sorgfältig aufbewahrt werden; gewiß würde sie nicht in den Archiven niedergelegt worden sein ohne Anmerkung oder Erklärung; und wenn sie irgend ein Zeichen oder Merkmal trüge, durch

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

welches bewiesen würde, daß sie nicht Original ist, so würde ein so wichtiges Zeugniß gegen die Annahme, daß sie ein Werk Friedrichs sei, von den Herausgebern nicht unbeachtet gelassen worden sein; das Zugeständniß, daß diese dritte Handschrift in den Archiven vorhanden sei, sei von einiger Bedeutung, da es ohne Zweifel eine und dieselbe sei, welche Herr von Méneval abschrieb; wir können weder glauben, daß er sich die Mühe genommen hätte, Handschriften abzuschreiben, welche von Grimm aus Paris geschickt waren, noch daß er, der Zutritt zu den Papieren Friedrichs hatte, seine Handschrift nicht kannte." Hiezu ist zu bemerken: Es waren im Jahre 1806 nicht bloß drei, sondern vier Handschriften der Matinées in Berlin vorhanden, von denen eine Savary nach seinem Geständniß gestohlen hat. (Um Vermuthung gegen Vermuthung zu setzen, so kann Méneval diese, ehe sie in Savary's Hände kam, abgeschrieben haben.) Es hätten aber noch mehr in Berlin sein können und könnten jetzt noch mehr dort sein, als drei; allein man hat dort die Anschaffung von noch mehreren nicht für nöthig gehalten, weil man schon einen hinreichenden Vorrath hatte; ferner ist von einer sorgfältigen Aufbewahrung gar nicht die Rede; und wozu sollte man jene dritte Handschrift gerade mit besondern Anmerkungen versehen, wenn sie sich durch Nichts vor den sonst auf dem Markt zu kaufenden auszeichnete? Endlich haben die Herausgeber der Werke Friedrichs nicht Unrecht gehabt, keinen Beweis gegen die Originalität jener dritten Handschrift anzuführen, da ihre Verpflichtung offenbar nur dahin ging, die Schriften zu berücksichtigen, deren Aechtheit bewiesen ist und sie sich doch nicht die Mühe machen konnten, bei den vielen hier und dort vorhandenen Handschriften jedesmal die Kennzeichen anzugeben, aus denen ihre Unächtheit hervorgeht. Schließlich haben wir von Méneval keine Nachricht darüber, welches Heft er abschrieb, ob er seine Abschrift überhaupt

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

aus Berlin genommen hat und ob er die Handschrift des Königs kannte. Das we can neither believe . . . des Verfassers der Confessions . . . hat in unsern Augen keinen Werth und wir können nur seine Leichtfertigkeit beklagen, die ihn Dinge als Thatsachen behaupten läßt, bei deren Begründung er uns immer wieder nur auf das verweisen kann, was er glaubt oder nicht glaubt, und auf das, wovon er glaubt, daß es Méneval geglaubt haben müsse. Denn auf eine solche Häufung rein willkührlicher Annahmen läuft es am Ende hinaus, wenn er in seinem Berichte sagt: „er hielt dafür, daß das Manuskript zu den Handschriften des Königs gehöre. (Judging it to be in the handwriting of the King.) Dann befremdet uns sehr das Zartgefühl des Franzosen, der abweichend von der Gewohnheit seiner Landsleute nicht nach dem kostbaren Schatze selbst griff, sondern sich die große Mühe des Abschreibens machte. Auch klingt der Beisatz der englischen Zeitschrift: „Méneval müsse die Handschrift des Königs bekannt gewesen sein" (with which he must have been acquainted), sehr kleinlaut. Herr Preuß, der sich doch auf die Handschrift des Königs verstehen muß, versichert uns, daß weder in Sanssouci noch sonst eine ächte Handschrift sich finde. Der Freiburger Herausgeber bemerkt zwar dazu, daß wir bei sämmtlichen alten Klassikern in große Verlegenheit gerathen würden, wenn zum Beweise der Aechtheit einer Schrift die ursprüngliche Handschrift des Verfassers nöthig wäre. Auf diesen geistreichen Einwand ist zu erwiedern, daß wir allerdings von den meisten Werken Friedrichs die Originalmanuskripte besitzen und daß ja in der englischen Zeitschrift ausgesprochen worden war, „das Geständniß, daß jene dritte Handschrift in den Archiven vorhanden sei, berechtige doch einigermaßen zu dem Schluße, es sei kaum zweifelhaft, daß gerade sie von Herrn Méneval abgeschrieben worden sei," „der ja mit der Handschrift des Königs vertraut sein mußte."



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der englische Kritiker sieht sich offenbar durch den Mangel aller äußern Gründe veranlaßt, uns unmittelbar nach seinem Berichte zu verweisen auf jene „charakteristischen Anzeichen," welche es „wahrscheinlich," also nur wahrscheinlich machen, daß Méneval die ursprüngliche Handschrift vor sich hatte. Vorausgesetzt „die historischpolitischen" Blätter haben Recht, wenn sie versichern, Herr Acton sei zugleich der Herausgeber der Ménevalschen Handschrift und der Verfasser jenes Aufsatzes in der englischen Zuschrift, so staunen wir über die Leichtfertigkeit, womit in der Ausgabe gesagt wird, wir finden in dem Aufsatz der Zeitschrift den Beweis, daß die Matinées „wahrhaftig" (véritablement) von Friedrich seien, während doch in jenem Aufsatze die angeführten Gründe nur ausreichen, „wahrscheinlich" zu machen (make it probable), daß Méneval die Urschrift Friedrichs vor sich hatte. Jene „charakteristischen Anzeichen" bestehen eben in der Beschaffenheit des Stils, einzelnen Fehlern, Auslassungen und Einschaltungen, ferner in der Ansicht des Verfassers, daß die wirklich eigensten Gedanken Friedrichs sich im Méneval'schen Texte wiederfinden, und schließlich in der Vergleichung der Buffon'schen Handschrift mit der Méneval'schen. Im erstern und im letztern Punkt hat sich, wie wir uns überzeugt haben, ein Kartenhaus luftiger und haltloser Beweise an das andere angelehnt und so bliebe noch der Beweis zu prüfen, der sich auf die Uebereinstimmung der Gedanken in den Matinées mit der sonstigen Denkweise des Königs gründet. —

---

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf